

paternoster

Die Zeitschrift der Emmaus-Ölberg-Gemeinde

www.emmaus.de

21. Jahrgang Nr. 1, 2017



**Du siehst
mich
auch im
Streit**





Verzicht und Gewinn

Karl Heinz Baum / Der Anruf kam von der Frankfurter Rundschau: „Ich bin der Vertraute des Chefredakteurs. Wir lesen, was Sie in der Zeit und anderen Blättern schreiben. Wir möchten Sie gern als unseren Korrespondenten gewinnen.“ Die Frankfurter Rundschau war mein Traum, ein überregionales Blatt, gelesen zwischen Flensburg und Füssen, zwischen Aachen und Augsburg. Finanziell war das Angebot hervorragend: ein Monatsfixum von 1200 D-Mark, etwa so hoch wie mein übliches Monatssalär bei allen anderen Blättern zusammen.

Doch ich hatte ein Problem. „Sie haben doch hier einen Korrespondenten.“ – „Ja, schon. Dem werden wir kündigen.“ „Ich schreibe fürs Darmstädter Echo, das ist doch Ihre Konkurrenzzeitung.“ – „Na, das Blatt werden Sie doch aufgeben, wenn Sie für uns schreiben. Gut, überlegen Sie, ich rufe Sie Ende der Woche wieder an.“

Mein Problem war der zwanzig Jahre ältere Kollege. Wir waren nicht nur gute Freunde; vielmehr hatte ich so ziemlich alles, was im Journalismus wichtig war, bei ihm gelernt. Ich lud acht Leute meines Alters ein, erklärte die Lage und fragte: „Was soll ich machen?“ „Das musst du machen!“ – „Eine solche Chance bekommst du so schnell nicht wieder.“ – „Das ist so bei freien Journalisten: Man kann sie einfach kündigen. Das wird dir auch mal so gehen.“ Alle sagten im Grunde das Gleiche: „Mach es!“

Als niemand mehr etwas sagen wollte, bedankte ich mich: „Ihr habt mich überzeugt. Ich darf es nicht machen.“ Am nächsten Morgen rief ich Frankfurt an, sagte ab und sagte die Wahrheit: „Ich bin mit Gerhard Rietz eng befreundet.“ – „Ihnen ist doch klar, dass Sie ihn nicht retten?“ – „Ja, aber das ändert nichts.“ – „Wenn wir uns von ihm getrennt haben und fragen in einem halben Jahr wieder: Arbeiten Sie dann für uns?“ Mir schoss durch den Kopf: Wenn du jetzt „Ja“ sagst, kannst du gleich „Ja“ sagen. So sagte ich: „Dann werde ich erneut darüber nachdenken.“ Das war ein verkapptes „Ja“. Die FR legte es als „Nein“ aus.

Zwei Jahre später rief FR-Chefredakteur Werner Holzer an und fragte, ob ich jetzt für sie arbeiten wolle. Im Mai 1977 fragte die FR ihren freien Mitarbeiter – also mich – ob ich in die DDR gehen wolle. Beim Gespräch mit dem Chefredakteur zierte ich mich, wies auf die Schwierigkeiten einer DDR-Berichterstattung hin. Bald sagte Holzer: „Wissen Sie, warum Sie für uns dahin müssen?“ – „Nein, keine Ahnung!“ – „Weil Sie sich durch nichts beeindrucken lassen.“ Da dachte er wohl an das „Nein“ wegen der Freundschaft. Hätte ich damals „Ja“ gesagt, wäre ich wohl kaum in Frage gekommen. Da hätte er womöglich gedacht: Er hat seinen Freund verraten, den kann man nicht in die DDR schicken. Gerhard Rietz und ich blieben bis zu seinem Tod gute Freunde – das war der Verzicht wert.

„Luther im Netz“

Eine Ausstellung vom 24.05.-11.06.2017 der Ulmer Künstlerin Andrea E. Sroka in der Emmaus-Kirche Berlin.

A. Bäckers / Auf die Anfrage der Stadtverwaltung/Kulturbetrieb Grimma setzte Andrea Sroka sich schon 2015 mit der Lutherdekade auseinander und zeigte ihre erste Ausstellung in der Klosterkirche Grimma.

Es entstand eine moderne Collagenkollektion zu 18 Themen in Acryl auf Leinwand, in denen sich ihr farbintensiver Stil unschwer wiedererkennen lässt. Die Künstlerin bearbeitete das Motiv der Medienrevolution auf vielseitige Weise, dabei schaffte sie eine spannende Relation zwischen Bild und Sprache in ihrer Bedeutungsänderung über die Jahrhunderte.

„Am Anfang war das Wort“ zieht sich wie ein roter Faden durch das Projekt und wird in unterschiedliche und immer wieder neue Bedeutungskontexte gesetzt. Für den Betrachter entstehen so ungewöhnliche und eindringliche Aspekte zugleich.

Die in Leipzig geborene Künstlerin war viele Jahre im graphischen Bereich tätig. In den vergangenen Jahren setzte sie sich intensiv mit verschiedensten Techniken der Malerei auseinander. Nun wird das Projekt mit 43 unterhaltsamen Bildern in Berlin vorgestellt.



INHALT

Seite 2: Karl-Heinz Baum Verzicht und Gewinn	2
Editorial	3
Marita Lessny Gott sieht mich freundlich an	4
Interview mit Maxi Artmann Konflikte sind ein Schatz für's Leben	5
Jörg Machel Medianten und Mediatoren	6
Wolfgang Wieland Legal - Illegal - Legitim	7
Kyungsoon Nam Die zwei Kulturen in mir	8
Christine Prußky ...missverstehen geht immer!	9
Christina-Maria Bammel Streit unterm Kirchendach	11
Martin Dittmar Ist Stille gleich Stille?	12
Workshops im Themenzentrum Lernstoff	13
Ingo Schulz Jenkins – Musik für den Frieden	14
Carsten Scheider Mieten und Renditen	16
Justus Münster Was tun, wenn´s brennt?	18
Sarah Miller Kinderrechte sind Menschenrechte	20
Anja Moos Streitfall: Arbeitsrecht	21
Karsten Kammholz Presse in Gefahr	22
Wolf Krötke Luthers Streitlust	23
Annette Kübler Du stehst auf meinem Fuß	25
Cornelia Radeke-Engst/Philipp Oswalt Pro und Contra Garnisonkirche	26
Das Letzte / Andreas Rath Silber statt Plastik	27
Impressum	27

Aktuelle Termine

sind nicht hier abgedruckt, sondern im „Emmaus-Ölberg-Kalender“, der monatlich erscheint. Sie erhalten ihn in der Gemeinde oder über das Internet.



Liebe Leserin, lieber Leser,

„Du siehst mich!“ – so das Motto des diesjährigen Kirchentages. Ich mag das Plakat mit den starren Augen nicht. Sie sollten wohl lustig sein, ich fühlte mich beobachtet.

Das „Auge Gottes“ auf unserer Titelseite stammt von Gosia; sie kommt aus Polen und arbeitet für ein Jahr in unserer Frühstückstube für Leute mit wenig Geld und gutem Appetit. Und das passt wunderbar zum Themenschwerpunkt „Streit“, denn wenn es ab und an kracht unter unseren Gästen, dann ruht Gosias Blick wohlwollend auf den Kontrahenten und vermag manche Auseinandersetzung allein durch ihre Freundlichkeit zu entschärfen.

„Du siehst mich – auch im Streit!“ – so haben wir das Themenzentrum betitelt, zu dem wir anlässlich des Kirchentages in die Emmaus-Kirche einladen.

Mit Vorträgen, Podien, Workshops, Infoständen und einer Ausstellung wollen wir uns den Streitfragen unserer Zeit nähern, in der Überzeugung, dass mit einer entwickelten Streitkultur gute Lösungen zu finden sind.

Mit dieser Ausgabe des *paternoster* werben wir für unser Themenzentrum, denn im offiziellen Kirchentagsprogramm sind wir nicht aufgeführt; zum anderen wollen wir mit den verschiedenen Beiträgen Anstöße für die Diskussionsforen geben, zu denen wir einladen.

Dankbar sind wir für die Zusammenarbeit mit „Publik Forum“, denen es genau wie uns ein Ärgernis ist, dass Eugen Drewermann, einer der profiliertesten Theologen unserer Zeit, vom großen Kirchentag regelmäßig ignoriert wird. Bei uns in der Emmaus-Kirche ist Drewermann immer herzlich willkommen!

Wir hoffen, es wird so werden wie beim letzten Kirchentag in der Emmaus-Kirche: Leute kommen zu einer Veranstaltung und bleiben uns treu, denn es gibt keinen Grund weiterzuziehen.

In Vorfreude auf das große Ereignis,
Pfarrer Jörg Machel



Gott sieht mich freundlich an

Gottesbild und Streitkultur

**„Du ärgerst deine Schwester!
Du hilfst deiner Mutter nicht!
Du hast gelogen!
– Pass bloß auf! Der liebe Gott
sieht alles!“**

Marita Lessny / Als Kind und Jugendliche habe ich diese Sätze oft gehört. Immer schwebte die Warnung über mir, Gott sieht alles und er bestraft dich.

Es war ein mulmiges Gefühl, so eine überwachende Instanz über mir zu haben. Ich beneidete meine Freundin, sie konnte zur Beichte gehen, musste einige Gebete sprechen und dann war ihr Gott nicht mehr böse.

Du siehst mich... Später habe ich diese Worte anders verstanden. Gott ist bei mir, Gott unterstützt mich. Er hilft mir, auch wenn ich es was falsch mache. Er vergibt mir.

Aber was ist mit meinem Nachbarn? Ich habe mich bei ihm beschwert, dass er ständig die Haustür offen stehen lässt. Das ärgert mich schon lange. Immer wieder habe ich es aufgeschoben, ihn darauf anzusprechen. So wurde mein Unmut größer und größer. Und dann platzt es eines Tages laut und aufbrausend aus mir heraus. Der Nachbar schimpft zurück, er beschimpft mich als Mecker tante, ein Wort gibt das andere... Wir

sind beide unfreundlich, laut, ungehalten. Und erstmal unversöhnlich; eine Woche später treffen wir uns auf dem Weg zur Tür. Heute sprechen wir erstmal über das schöne Wetter. Ich erkläre ihm meine Situation, warum ich letztens so unfreundlich reagiert habe, und meine Sorgen und Gedanken, was passieren kann, wenn die Tür offen ist. Er versteht mich jetzt besser, jetzt sehen wir uns wirklich! Gott hilft mir versöhnlich zu sein. Mein Gegenüber als einen Menschen wahrzunehmen, den Gott liebt. Aber auch die Gewissheit, dass Gott mich sieht und liebt, mit all meinen Unzulänglichkeiten.

Meine ehrenamtliche Tätigkeit mit Flüchtlingen hat mich andere, für mich fremde Situationen erleben lassen. Einmal kam ich ins Quartier, acht junge Männer in einem Raum, Matratze an Matratze. Alle waren sehr aufgebracht oder verkrochen sich unter ihre Decken. Was ist los? Ein Neunzehnjähriger schaut mich an. Lippe blutig, Auge geschwollen. Was ist passiert? Achselzucken. Ein zweiter kommt rein, Nase ramponiert, Beule am Kopf; ich entdeckte auch einen dritten und vierten mit Spuren einer Schlägerei im Gesicht. Keiner will so recht raus mit der Sprache. Liegt natürlich auch daran, dass wir gar nicht dieselbe Sprache sprechen.

Du siehst mich – auch im Streit Schade, dieses Motto kannte ich da noch nicht. Doch ich ahnte auch, dass Gott nicht den Fehler sieht, sondern den Menschen, der diesen Fehler begeht und wie er damit umgeht.

Lange und immer wieder haben wir in der Gruppe über diesen Streit gesprochen. Wir haben viel Zeit gebraucht, Geduld und die Bereitschaft zuzuhören. Einige der jungen Männer konnten beim Übersetzen helfen. Zu manchen „Haus-Meetings“ haben wir einen Dolmetscher dazu geholt.

Alle Männer sind Muslime, sie glauben, sie beten und sie gehen regelmäßig oder ab und zu in die Moschee. Auch sie glauben, dass Gott die Menschen liebt, ihnen hilft. Auch sie beten zu Gott und bitten darum, dass alles gut wird und Gott ihren Familien in Afrika zur Seite steht.

Du siehst mich freundlich an Du siehst mich auch im Streit, doch das ist kein „Freifahrtschein“, einfach los zu streiten. Aber es will uns sagen, dass Gott uns auch im Streit, auch in Situationen, in denen wir uns nicht so toll verhalten, nahe ist, bei uns ist, aber auch beim Anderen. Diese Zuversicht tröstet mich, wenn ich mal wieder in die „Streitfalle“ gestolpert bin.

Konflikte sind ein Schatz fürs Leben

Interview mit Maxi Artmann

Christine Prußky / Vorspann: Hipster und Hartzler – im legendären Kreuzberger Problem-Kiez „SO 36“ treffen Menschen unterschiedlichster Haltung und Herkunft genauso aufeinander wie arm und reich. Mitten drin, in der Emmaus-Kirche, gibt es ZoffOff, ein Verein ehrenamtlicher Mediatoren. Was machen die da?

Ein Gespräch mit Maxi Artmann über Wege aus dem Krawall und den Wert von Konflikten:

paternoster: Ob zu Hause, in der Freizeit oder am Arbeitsplatz – überall lauern Konflikte. Eine Möglichkeit, Streitigkeiten zu beheben, ist die Mediation. Was genau ist das eigentlich?

Maxi Artmann: Ganz grob gesagt, ist die Mediation ein wunderbares Instrument, um Konflikte zu lösen. Menschen im Streit hilft die Mediation dabei, wieder Licht am Ende des Tunnels zu sehen.

paternoster: Wie darf ich mir das vorstellen?

Maxi Artmann: Bei einem Streit gerät die Kommunikation ins Stocken. Man hört sich nicht mehr wirklich zu, wiederholt die Positionen, ist genervt, fühlt sich ohnmächtig, wütend und verzweifelt. Mediationen bringen die Kommunikation wieder in Gang, indem sie klar strukturiert wird. Zunächst werden die Themen gesammelt, die zur Besprechung an-



Streitlos durchs Leben? Nein, danke!
Maxi Artmann ist Schatzmeisterin und Mitglied im Vorstand von ZoffOff

stehen. In welcher Reihenfolge sie besprochen werden, bestimmen die Medianten. Wir Mediatoren achten darauf, dass kein Thema unter den Tisch fällt und alle gleichberechtigt zu Wort kommen. Alle dürfen und sollen ihre Interessen benennen – bei einer Mediation geht es also nicht um Positionen, sondern um Bedürfnisse. Sie stehen im Mittelpunkt. Wenn sie bekannt sind, ist der Boden für gegenseitiges Verstehen bereitet – und die Lösung zum Greifen nah.

paternoster: Das klingt so, als könne man Streiten lernen. Sie sind als Mediatorin ja eine Expertin der Auseinandersetzung. Gehen Sie konfliktlos durchs Leben?

Maxi Artmann: (lacht) Nein, natürlich nicht! Das wäre auch zu schade. Denn wir können in Streitsituationen ja so viel lernen. Selbst wenn man sich wie ich beruflich und wissenschaftlich mit Konflikten befasst hat, ist es für mich ganz persönlich immer wieder beeindruckend, was man aus Konflikten lernt. Man reift an ihnen, sie sind ein Schatz fürs eigene Leben.

paternoster: Sie sind im Vorstand von ZoffOff – einem Verein, in dem ehrenamtliche Mediatoren Menschen in Konflikten helfen, die sich eine Mediation sonst nicht leisten könnten. Wie entstand ZoffOff?

Maxi Artmann: Die Initialzündung gab Jörg Machel. Er ist Pfarrer der Emmaus-Kirchengemeinde in Kreuzberg und Absolvent des Studiengangs Mediation an der Universität Viadrina in Frankfurt/Oder. Dort stellte er im Jahr 2012 die Idee vor, ehrenamtlich Mediationen im Kreuzberger Kiez anzubieten. Es fanden sich auf einen Schlag genügend Unterstützer, so dass die Idee weiter verfolgt werden konnte. In einem ganz wunderbaren Team haben wir ein gutes Jahr lang fast nur über das Konzept nachgedacht, diskutiert und so lange daran gefeilt, bis uns die Umsetzung schlüssig und machbar erschien. Im Februar 2015 war es dann so weit: Wir konnten an die Öffentlichkeit gehen und erste Fälle annehmen. Mittlerweile haben wir gut 30 Fälle

bearbeitet. Es funktioniert! Heute sind wir als gemeinnütziger Verein eingetragen.

paternoster: Gibt es denn viele, die sich bei Ihnen engagieren wollen?

Maxi Artmann: Oh, ja! Bei unseren monatlichen Plenumtreffen sind jedes Mal neue Gesichter dabei. Das ist großartig.

paternoster: Muss ich auch zu den Plenumtreffen gehen, wenn ich selbst einen Konflikt habe, also Ihre Hilfe brauche?

Maxi Artmann: Nein, Sie brauchen uns nur anzurufen. Es gibt eine ZoffOff-Telefonnummer, unter der wir erreichbar sind. Und natürlich haben wir eine Mail-Adresse, info@zoffoff.de, die sich auch auf unserer Homepage finden lässt. Wer sich mit einem Konflikt bei uns meldet, braucht nichts weiter zu tun, als diesen grob zu schildern. Die Anonymität bleibt gewahrt. Den Namen und die Kontaktdaten derjenigen, die sich an uns wenden, bekommen nur die Mediatoren. Sie unterliegen wie

alle Mediatoren auch der absoluten Schweigepflicht. Nichts, was in einer Mediation besprochen wird, dringt an Dritte.

paternoster: Und das ist gebührenfrei?

Maxi Artmann: Ja, wir bieten drei bis fünf Sitzungen kostenfrei an. Als gemeinnütziger Verein sind wir aber auf Spenden angewiesen und auf Sponsoren. Wir freuen uns über Zuwendungen unserer Medianten und allen, die ZoffOff finanziell unterstützen wollen.

paternoster: Gibt es eine Qualitätssicherung bei ZoffOff?

Maxi Artmann: Zunächst einmal ist es ja so, dass bei uns ausschließlich ausgebildete Mediatoren mitmachen dürfen. Wir arbeiten ehrenamtlich, aber professionell. Qualität ist uns sehr wichtig. So bieten wir unseren Mediatoren Fortbildungen und Supervisionen an, die stets gut genutzt werden. Die Arbeit der Mediatoren wird über Feedback-Bögen evaluiert, die wir an unsere Medianten schi-

cken. Aus den Antworten können wir sehen, ob Medianten mit der Leistung zufrieden waren. Die Rückmeldungen sind sehr positiv. Das ist gut. Ganz unabhängig davon hat ZoffOff aber auch den Kontakt zur Viadrina bewahren können. Wissenschaftler von dort unterstützen uns freundlicherweise bei Bedarf mit begleitender Beratung.

paternoster: Kann man die Mediatoren von ZoffOff denn auch mal persönlich kennenlernen?

Maxi Artmann: Die nächste Gelegenheit dazu besteht beim Kirchentag. Wir sind mit einem Stand in der Emmaus-Kirche vertreten und ansprechbar für alle, die sich für Mediation interessieren. Für individuelle Gespräche werden wir eine Ruhezone haben, so dass ein ungestörter Austausch abseits vom Trubel möglich ist.

Aus Gründen der Lesbarkeit wurde im Text die männliche Form gewählt, die Angaben beziehen sich die jedoch auf Angehörige aller Geschlechtsidentitäten.

ZoffOff führt zusammen – Medianten und Mediatoren!

Jörg Machel / Seit sich herumgesprächen hat, dass ich nicht nur Seelsorger bin, sondern auch ausgebildeter Mediator, werde ich in der Gemeinde und im Umfeld der Gemeinde in dieser Funktion angefragt. Häufig werde ich gebeten, in Ehekonflikten zu mediieren. Nicht selten sind es Menschen, die ich selbst getraut habe, die sich nach Jahren an mich erinnern und auf mich zukommen. Dabei ergibt es sich gelegentlich, dass ich das enge Format der Mediation sprengte und aus der Mediation der Prozess einer Eheberatung wird. Mit Kollegen bin ich darüber im Gespräch, was das für die Mediation bedeutet, welche Grenzen zu setzen oder zu überschreiten sind. Ganz eindeutig ist meine Tätigkeit als Mediator, wenn ich in eine Gemeinde gerufen werde, um dort zu mediieren. Dort arbeite ich gern mit einer Co-Mediatorin zusammen. Dabei erweist sich ihre Zusatzausbildung als Organisationsentwicklerin als hilfreich. So können wir eine gute Prozessbegleitung mit einer gewissen Schwerpunktsetzung anbieten.

Spannend finde ich es, die Mediation in verschiedene Bereiche meiner Gemeindegarbeit einzubringen. So gehört es seit Jahren in das Konzept unserer Konfirmandenarbeit, dass ich die Jugendlichen und ihre Eltern zu einem Mediationstag einlade. Dabei erkläre ich die Grundzüge dieses Verfahrens und als Höhepunkt führen wir eine Mediationsübung durch. Dabei übernimmt ein Elternteil die Rolle eines Konfirmanden, der mit seinen Freunden durch die Kreuzberger Discoszene ziehen möchte, ohne elterliche Direktiven. Die Jugendlichen bekommen die Elternrolle zugewiesen. In der Auswertung dieses Spiels stellt sich immer wieder heraus, wie intensiv sich die Eltern an früher erinnern. Im Spiel spüren sie, wie wichtig ihnen das Vertrauen der Eltern war, wie „erwachsen“ man auch mit 14 schon ist. Die Jugendlichen berichten sehr häufig, dass sie erstmals den Verantwortungsdruck gespürt haben, der auf den Eltern lastet und dass der Grund für viele Verbote Angst ist und nicht Willkür. In meinen Trauseminaren stelle ich die Mediation als eine Methode vor, konstruktiv mit Konflikten umzugehen. Auch hier gibt es eine Übung, um ein Gespür dafür zu bekommen, was Mediation leisten kann. Manchmal ergibt sich die formelle Verabredung der Paare, in der Krise zuerst die Mediation aufzusuchen und nicht den Anwalt.

Beim Zusammentreffen mit ehemaligen Studienkollegen musste ich feststellen, dass nur wenige einen so guten Übergang in die Praxis der Mediation gefunden haben. Mit „ZoffOff“ habe ich deshalb eine Initiative gestartet, um für Einzelpersonen und Organisationen ein professionelles Mediationsangebot zu bieten. Unter dem Motto „Konflikte klären im Kiez“ haben sich etwa drei Dutzend Menschen zu diesem ehrenamtlichen Projekt zusammengefunden. Praxiserprobte Mediatoren und gut ausgebildete Neueinsteiger bieten ihre Klärungshilfe an. Auf diese Weise werben wir für die Mediation bei Personen und Einrichtungen, die davon bisher wenig wussten, und Neueinsteiger sammeln wichtige Erfahrungen für den eigenen professionellen Einsatz.

Wolfgang Wieland / Legal – illegal – scheinlegal, so konnte man es jahrelang an Kreuzberger Wänden als Relikt aus der Hausbesetzerzeit lesen. Offensiv triumphierend setzte man sich über die Rechtsordnung hinweg. Konnte dies allerdings auch nur tun, weil die rechtliche Einordnung der Staatsanwaltschaft nicht dem Rechtsempfinden der Bevölkerung entsprach. Die Bürgerinnen und Bürger sahen in der Besetzung spekulativ leerstehender Häuser eben nicht wie die Strafverfolger die schwerstmögliche Form des Hausfriedensbruches, quasi den Diebstahl eines Gebäudes. Denn für sie zählte vor allem der Erhalt von Altbausubstanz und die Ermöglichung von Freiräumen für junge Menschen. Entsprechend intensiv setzten sich kirchliche Verantwortungsträger auf allen Ebenen, sei es als Häuserpaten oder als Moderatoren zwischen den Konfliktparteien, für eine friedliche und dauerhafte Lösung der Hausbesetzerproblematik ein.

Unter dem Motto: „Kein Mensch ist illegal“ machen Flüchtlingsinitiativen seit langem Front gegen unser Ausländerrecht, das genau auf dieser Unterscheidung zwischen legalem und unerlaubtem Aufenthalt fußt. Auch Asyl in der Kirche unterwirft sich dieser Logik nicht blindlings. Wiederum verstehen viele Menschen nicht das offenkundig widersprüchliche Verhalten staatlicher Organe. Zunächst erlernen Flüchtlinge die deutsche Sprache, werden Kinder beschult, ihre Eltern oft mühsam beruflich integriert. Dann erfolgt eine Ausreiseforderung für die gesamte Familie und es wird mit Abschiebung

gedroht. Dies ruft zwangsläufig Widerspruch und Widerstand hervor.

Führt also der Weg vom „Jedermann sei untertan der Obrigkeit“ (Paulus im Römer-Brief) ausgerechnet im Jahr des Reformationsjubiläums geradewegs in die persönliche Autonomie? Kann jeder selber entschei-

gungen nicht lange. Viele zogen weiter nach Bayern und starteten dort ihren Protestmarsch durch die halbe Bundesrepublik. Sie wandten sich gegen ihren unsicheren Status, gegen die sogenannte Residenzpflicht und gegen das Arbeitsverbot. Ihr Zug endete schließlich in Berlin auf dem Oranienplatz. Diesen räumten sie nach Monaten gegen die Zusage des Berliner Senats, eine erneute rechtliche Überprüfung ihres jeweiligen Aufenthaltsstatus

LEGAL
ILLEGAL
LEGITIM



den, ob er sich an geltendes Recht hält oder nicht? Ganz so einfach ist es dann doch nicht.

Dies sei an der immer noch aktuellen Problematik der sogenannten Oranienplatzflüchtlinge exemplifiziert. Seit September 2014, als eine Gruppe von Flüchtlingen in der Sankt Thomas-Kirche Zuflucht und Schutz suchte, befanden sich insgesamt ca. 150 Personen in der Obhut der evangelischen Kirche in Berlin. Es handelte sich ganz überwiegend um Flüchtlinge aus Zentral- und Westafrika, die zunächst in Libyen gearbeitet hatten. Dieses Land mussten sie im Zuge der politischen Umwälzungen 2011 verlassen. Sie gelangten über Lampedusa nach Italien. Dort blieben sie aufgrund der miserablen Existenzbedin-

vor-
zunehmen. Ein erheblicher Teil der Flüchtlinge verfügte über eine humanitäre beziehungsweise subsidiäre Aufenthaltserlaubnis in Italien. Die übrigen waren zum Teil in Italien abgelehnte Asylbewerber und Flüchtlinge, die in anderen deutschen Bundesländern Asylanträge gestellt hatten. Einige hatten noch gar nicht bei Behörden vorgesprochen.

Der alte Berliner Innensenator hat nun diese Zusage einer tatsächlichen Überprüfung unterzogen und lediglich in zwei Fällen einen positiven Aufenthaltsstatus zuerkennen lassen. Und dies in einer Situation, in der an jedem Tag Flüchtlinge in weit höherer Zahl eintrafen, als es die Oranienplatz-Flüchtlinge in ihrer Gesamtheit je waren.

So wurde es nun die Aufgabe von Anwälten der Kirche, jeweils Lösungsmöglichkeiten für jeden einzelnen Betroffenen zu erarbeiten und in Gesprächen zwischen Kirche und Ausländerbehörde vorzutragen. Wie auf dem Höhepunkt der Flüchtlingszahlen in den Jahren 2015/2016 insgesamt, musste auch hier die Zivilgesellschaft, und die Kirche als Teil von ihr, die Aufgaben einer versagenden Verwaltung mitübernehmen.

Sehr oft hört man, die Kirche erkenne mit dem Aufnehmen oder dem Verstecken von Flüchtlingen das staatliche Gewaltmonopol nicht an. Ausgerechnet die AFD Niedersachsen beantragt mit dieser Argumentation eine Aberkennung der Eigenschaft einer öffentlich-rechtlichen Körperschaft für die katholische und evangelische Kirche. Aus Flüchtlingsfeinden

werden so folgerichtig auch Kirchenfeinde. An dieser Argumentation ist auch sonst alles falsch. Das staatliche Gewaltmonopol besagt, dass nur der Staat befugt ist, Gewalt auszuüben, nicht der einzelne, nicht Gruppen, Milizen oder Bürgerwehren. Das Gewaltmonopol war historisch ein Fortschritt hin zum Verfassungsstaat und verlangt Anerkennung, solange dieser Staat demokratisch und rechtsstaatlich legitimiert ist.

Die Kirche will sich weder bewaffnen noch will sie Gewalt ausüben. Nur die Schrift und nur das Wort zählen. Es geht daher um eine andere Kategorie: den zivilen Ungehorsam.

In Berlin wird gerade das Wohnhaus von Rosa Parks aufgebaut. Eine Schule ist bereits nach jener Bürgerrechtlerin benannt, die sich weigerte, ihren Platz in einem Autobus für ei-

nen Weißen freizumachen. Die gesamte Bürgerrechtsbewegung in den USA war eine Bewegung des zivilen Widerstandes. In dieser Tradition steht Asyl in der Kirche, das einen humanen Umgang mit Flüchtlingen durchsetzen will und dabei auch schon enorme Erfolge erzielt hat – nicht nur in der Legalisierung von Hunderten von Einzelschicksalen, in der Erreichung von Härtefallregelungen und gesetzlichen Statusverbesserungen.

Fazit: Legal ist also nicht schießegal, sondern eine Legalisierung wird immer angestrebt. Dabei muss die Legitimität staatlichen Handelns sich an den Kriterien von Humanität, Menschenwürde und christlicher Nächstenliebe messen lassen.

Zwei Kulturen in mir

Kyungsoon Nam / Deutschland ist ein „Begründungsland“. Hier werde ich ständig gefragt: „Warum“? Welches Foto findest du am besten? Und warum? Findest du den Film gut? Warum? Was ist eure Mehrheitsreligion? Und warum? Wohin gehst du in den Urlaub? Warum? Auf jedes „Warum“ eine Antwort zu geben, war eine große Herausforderung für mich. Dass ich überhaupt danach gefragt wurde, war schon fremd. In Korea brauchte ich nicht für jedes Tun oder jede Zuneigung eine Begründung. Ich hatte häufig keine Antwort.

Nach insgesamt sechs Jahren in Deutschland frage ich selbst „Warum?“ In Korea habe ich häufig nach „Wie“ gefragt aber mich selten mit „Warum“ beschäftigt. Hier blicke ich öfter in mich.

Gott ist hier auch ein Fragesteller. Er zwingt mich manchmal zum Reflektieren. Das hat meinen Horizont erweitert. In Korea wäre Gott für mich eher wie eine Mutter gewesen. Sie akzeptierte alles, ohne zu fragen. Sie hat mit mir viel geweint. Ich weine immer noch vor Gott, aber inzwischen diskutiere ich auch mit ihm.

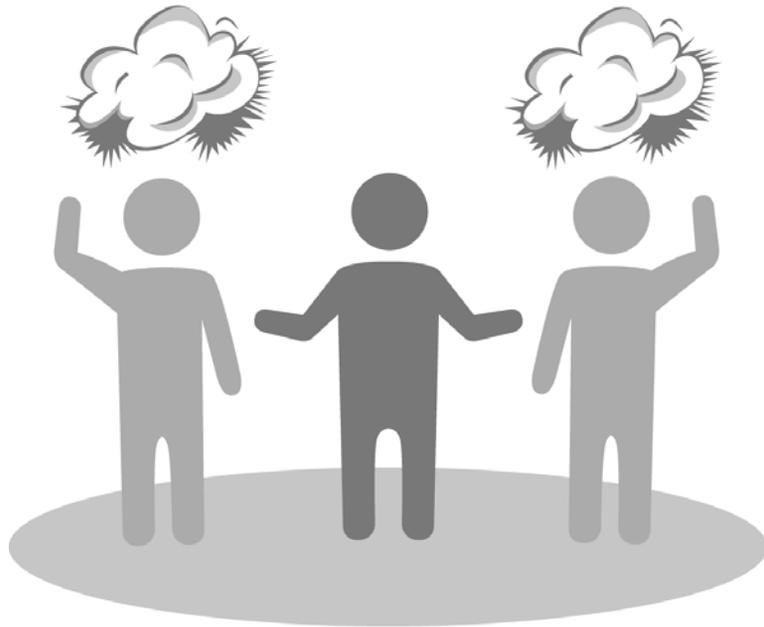
Ich habe mich verändert, seit ich hier in Deutschland lebe. Trotzdem bleibe ich Koreanerin. Ich bleibe ein temperamentvoller, sehr emotionaler Mensch, obwohl mir das nur selten bewusst ist. Mit meinem asiatischen Temperament habe ich meine Umgebung manchmal erschreckt!

Letzte Woche zum Beispiel habe ich mit einem koreanischen Mandanten telefoniert. Er hatte keine Ahnung vom Patentrecht, und das ist mein Spezialgebiet, trotzdem hat er auf seiner Meinung bestanden. Ich hätte ruhiger mit ihm reden sollen. Zu meinem Unglück konnte ich das nicht. Unsere Diskussion wurde hitziger und unsere Stimmen wurden immer höher, bis mein Büronachbar die Tür meines Zimmers zugemacht hat. Erst da habe ich bemerkt, dass ich wieder geschrien habe.

Ich glaube, Asiaten sind tendenziell emotionaler als Europäer. Der koreanische Mandant und ich werden weiter zusammenarbeiten. Emotionen zu zeigen, gehört für uns zum Geschäft.

Also keine Panik, wenn ein ruhiger und ansonsten so freundlicher Asiate ganz plötzlich seinen Januskopf zeigt! Ihr könnt weiter auf ihn zählen, solange Ihr akzeptiert, dass er nicht nur freundlich, sondern auch sehr leidenschaftlich ist.

Doch ich befürchte, wenn ich mit einem deutschen Mandanten so heftig „diskutiert“ hätte, gäbe es keine Chance mehr auf gute Zusammenarbeit. Mein Temperament zu zügeln, das bleibt Herausforderung für mich, hier in Deutschland. Hoffentlich schaffe ich das!



...missverstehen geht immer!

Christine Prußky / Es ist völlig egal, wer dieses Lied singt. Der Song geht unter die Haut. Und das nicht nur wegen des schmelzenden Blues. Es sind auch die Worte, die beim Hören von „Don't let me be misunderstood“ erschauern lassen: „I'm just a soul, who's intentions are good“, heißt es im Refrain, „Oh Lord, please don't let me be misunderstood“. Frei ins Deutsche übertragen, wirkt das Flehen genauso herzerreißend: „Oh Gott, lass mich bitte verstanden sein, ich bin doch bloß eine Menschenseele mit besten Absichten!“

Wem fällt jetzt keine Begebenheit ein, in der eine gut gemeinte Tat am Ende in einem Konflikt mündete? Der Streit als Quittung für etwas, das einem moralisch richtig zu sein schien und als freundlicher Akt gedacht war. Das zu erleben, ist bitter und zutiefst menschlich. Der Blues, den Konfliktpartner in solchen Fällen mit in die Mediation tragen, ist unüberhörbar. Sie, die Medianten also, haben dann oft das dringende Bedürf-

nis nach Bestätigung, moralisch „richtig“ gehandelt zu haben – anders als „die andere Seite“.

Genau diese Bestätigung werden Mediatoren ihren Medianten verwehren. Denn sie sind keine Richter und erst recht keine Moralapostel, die über Gut und Böse wachen. Im Gegenteil: Die Mediation ist als Konfliktmanagementverfahren amoralisch und eben deshalb so erfolgreich. Medianten handeln selbstverantwortlich aus, wie sie miteinander umgehen möchten und wie genau nicht. Was ist erlaubt, was verboten, was gut, was schlecht? Diesen Umgangsrahmen zu entwickeln und am Ende auch anzunehmen, ist Sache der Medianten. Mediatoren begleiten sie „nur“ dabei. „Nur“, weil diese Begleitung einige Fertigkeiten erfordert. Eine davon ist, das Sicht- und Hörbar zu machen, was gemeinhin im Verborgenen bleibt. Dazu gehören nicht zuletzt moralische Werturteile.

Hoppla! Die Mediation ist einerseits moralfrei, soll andererseits aber

moralische Beweg- und Hintergründe offenlegen? Dass der Widerspruch nur ein scheinbarer ist, wird deutlich, wenn man den Satz umdreht. Gerade weil im Rahmen einer Mediation moralische Beweg- und Hintergründe auf den Tisch kommen, ist es möglich, die Mediation als Veranstaltung insgesamt moralfrei zu halten. Für diese Transparenz und Achtsamkeit haben Mediatoren zu sorgen, die sich so gesehen gut und gern als „Moral-Detektoren“ verstehen lassen.

Was das heißt und wie das funktioniert, hat der US-amerikanische Mediator Jonathan Hyman beschrieben. In seinem Artikel „Beyond Fairness: The Place of Moral Foundations Theory in Mediation and Negotiation“ geht es um einen Konflikt zwischen dem Küchenbauer Frank und seiner Kundin Bernice. Frank lässt Bernice mit halbfertiger Küche sitzen und meldet sich nicht mehr. Dabei war die Leistung schon komplett bezahlt. Die Rollen von Frank und Bernice wurden zu Studienzwecken von

Schauspielern übernommen, so dass der gleiche Konflikt von unterschiedlichen Mediatoren begleitet werden konnte.

Heraus kam Erstaunliches: In der Mediation des Mediators Craig

Lord kamen beide am Ende überein, dass Frank Bernice Geld zurückgibt und Bernice die Arbeit von einer anderen Firma erledigen lässt. Craig hatte sich in der Mediation auf finanzielle Ansprüche und Rechte der Medianten konzentriert. Anders als die Mediatorin Cheryl Cutrona. In ihrer Mediation einigten sich beide darauf, dass Frank die Arbeit zu einem günstigeren Preis beendet, als ursprünglich ausgemacht war. Bernice erhielt so eine Entschädigung für die Verspätung, Frank konnte seinen Ruf schützen, und die Beziehung der beiden konnte fortbestehen.

Gelungen ist Cheryl Cutrona das, weil sie in der Mediation auf die Offenlegung der Motive abhob. Sie wollte wissen, warum Frank die Arbeiten stoppte. Und sie wollte erfahren, wie es Frank und Bernice in den jeweiligen Situationen ging. Bei Cutrona erfährt Frank, dass Bernice von seinem Schweigen enttäuscht war, und dass sie sich von ihm betrogen fühlte. Und Bernice erfährt, warum Frank so handelte – er hat eine Sekretärin, Conny, die schon lange in seiner Firma arbeitet. Sie gehört praktisch zur „Familie“. Conny machte einen Fehler in der Anfangsberechnung und da sie den Konflikt scheute und ihre Leistungsschwäche nicht zugeben wollte, ließ sie die falsche Berechnung einfach weiterlaufen. Als es auffiel, war es zu spät. Frank geriet in einen Loyalitätskonflikt, bei dem er seine „Familie“ höher bewertete als seine Kundin, und wurde handlungsunfähig. Genau das konnte Bernice verstehen: Frank wollte sie also nicht einfach hängen lassen und betrügen; er wollte jemanden schützen.

Das Fallbeispiel verdeutlicht: Moralische Beweg- und Hintergründe gehören zum Menschen. Sie können Konflikte begründen, und sie können zugleich ein Schlüssel zu deren Lösung sein. Dann nämlich, wenn die jeweilige „Moralgrammatik“ offenbar wird. Um sie besser verstehen zu können, hilft ein weiterer Ausflug in die Wissenschaft. Er führt wieder in die USA und dort zu

Jonathan Haidt. Der Hochschullehrer entwickelte im Jahr 2012 eine Theorie zur Begründung von Moral und konzentrierte sich dabei auf Menschen, die in demokratischen und rei-

chen Staaten leben. Der „westlich sozialisierte“ Mensch besitzt nach Haidt Moralvorstellungen, die auf den immer gleichen Dualismen basieren: Fairness und Betrug; Fürsorge und Verletzung; Loyalität und Verrat; Macht und Unterwerfung; Verehrung und Herabwürdigung; Freiheit und Unterdrückung.

Über dieses Raster, dessen Treffsicherheit und Legitimation, lässt sich freilich trefflich streiten – doch kommen einem die gewählten Begriffspaare eben recht bekannt vor. Sie scheinen plausibel zu sein, mit Blick auch und gerade auf die Dilemmata des eigenen Lebens. Frank, der Küchenbauer, lässt sich so jedenfalls noch besser verstehen. Und natürlich möchte man ihm zurufen: Frank, du hast alles richtig gemacht, du bist ein guter Mensch, ich verstehe dich total!

Doch stopp! Genau diese Bestätigung dürfen Mediatoren ihren Medianten keinesfalls geben. Das steht ihnen nicht zu und widerspräche den Grundsätzen der Mediation. Als Verfahren ist sie moralfrei. Die Garanten dafür sind die Mediatoren. Das ist gerade für Medianten schwer zu verstehen, die sich wie Frank nach einer moralischen Bestätigung ihres Handelns sehnen. Sie möchten hören, dass sie „richtig“ agiert haben. Ihnen dies zu verwehren, ist auch für erfahrene Mediatoren nicht ganz leicht. Aber, und das ist Trost und Rettung zugleich: Mediatoren dürfen ihr Verständnis dafür zum Ausdruck bringen, dass Medianten versucht haben, das Richtige zu tun.

Nicht, dass wir uns jetzt missverstehen: Es macht den Unterschied ums Ganze aus, Verständnis für die gute Absicht hinter dem Handeln auszudrücken. Oder aber das Handeln selbst als gut oder schlecht zu bewerten. Letzteres ist für Mediatoren ein absolutes No-Go. Sie verteilen keine Gewissensnoten und sind auch keine Moralapostel. Doch – und das ist ihre vornehme Pflicht – sind Mediatoren Detektoren und Zeugen der Moral, die uns Menschen prägt und leitet.

Streit unterm Kirchendach

Je besser die Streitkultur, desto weniger wird gelitten!

Christina-Maria Bammel / Interessen nennen, mit Zielen verbinden, dafür streiten – das ist Teil auch einer kirchlichen Kultur. Streiten kann man sich jenseits des Gottesdienstes überall in der Kirche, ob in direkter eins zu eins Beziehung oder in Gremien. Wer sich aufs Streiten einlässt, will gerade nicht still vor sich hin leiden, sondern aktiv angehen, was andernfalls schmerzt. Richtiges Streiten erspart jede Menge Leid. Streiten ist notwendig und klärt Standpunkte, stärkt die Gemeinschaft. Das trägt und stabilisiert eine Organisation, die aus Strukturen von Gremien zum Beraten und Entscheiden aufgebaut ist – von der Gemeindeleitung bis zur Landessynode, ob Mitarbeiterrunde oder Pfarrkonvent. Könnte es vielleicht sein, dass in der Kirche daran gelitten wird, wie gestritten wird? Je besser die Streitkultur, desto weniger wird gelitten.

Wird in der Kirche gelitten?

Wenn ja, woran eigentlich? Vielleicht sind es die teils subtilen Formen im Miteinander: ungeklärte Rollen, subversiv ausagierte Hierarchien, zu wenig oder immer wieder falsch befragte Machtkonstellationen – zwischen Ehrenamtlichen und Beruflichen, zwischen Männern und Frauen, zwischen den Generationen, zwischen unterschiedlichen, konkurrierenden Berufsgruppen. Diese Liste und das daraus resultierende Konfliktpotenzial kann verlängert werden. Im Streit prallt dann aufeinander (lat. *confligere* – aufeinander prallen), was in den Rollen nicht geklärt wurde. Rollen, ihre Chancen und Grenzen,

werden gar nicht mal zu wenig in der Kirche besprochen. Im Gegenteil, das geschieht eigentlich recht ausführlich; wir debattieren darüber viel. Dennoch bleiben Ursachen für tiefe Konflikte, bleiben auch kränkende Fest- und Zuschreibungen; das Nebeneinander wird dann hingenommen, mancher leidet darunter. Daran kann man arbeiten, bin ich überzeugt. Weniger überzeugt bin ich davon, ob ein anderes Phänomen so ohne weiteres zu bearbeiten und damit zu verändern ist: Gemeint ist die zunehmend sichtbare Tendenz, vor aller Augen und Ohren Recht behalten zu müssen. Vielleicht fällt mir nur in der Kir-

che besonders stark dieses starke Bedürfnis, Recht zu behalten, auf. Wo es nicht geschieht, wird besonders darum gekämpft – oft auf Kosten einer guten Streitkultur. Dann wird im Streiten gelitten. Sicher: Recht behalten, Recht erhalten, das ist eines der Ziele, wenn man um seine Standpunkte kämpft. Aber welches Maß ist sinnvoll? Vielleicht fällt die tiefe Sehnsucht nach dem Rechtbehalten in der kirchlichen Streitkultur deshalb so auf, weil wir doch daraus leben und dafür eintreten, dass wir nicht Recht behalten müssen, sondern ins Recht gesetzt sind, schon ohne unser Tun. Gelassenheit im Blick auf eigene Standpunkte, die ohnehin nur vorläufig wirken, wäre dran, entspricht aber nicht den kirchlichen Lebenswelten – nicht überall. Markant ist noch etwas anderes: Es wird gerungen um die Ressource Aufmerksamkeit; vielleicht nicht öfter als in der nichtkirchlichen Welt, aber in den kirchlichen Lebenswelten fällt eben die ungleiche Ressourcenverteilung deutlicher, auch schmerzhafter ins Gewicht. Ich erlebe eine tiefe unerfüllte Sehnsucht danach, wahrgenommen, angehört, einbezogen zu sein. Je mehr Bedeutungs- und Funktionsgehalt einer Rolle zugeschrieben wird, desto deutlicher steigt die Erwartung an den Rollenträger, die Rollenträgerin, die Ressource Aufmerksamkeit und auch die Ressource Anerkennung gerecht, umfassend, nachhaltig zu verteilen. Bleibt da was offen, entlädt es sich im Konflikt. Wo zu wenig gehört und wahrgenommen wird, wird möglicherweise zu viel gelitten.



Ein kirchliches Streitthema als Lernfeld

Die Synode der EKBO erklärte 2015 die Absicht, Segnungsgottesdienste für Paare in eingetragenen Lebenspartnerschaften liturgisch und rechtlich einer evangelischen Trauung gleichzustellen. Diese Absicht hat sie schließlich im Frühjahr 2016 rechtlich und liturgisch umgesetzt. Dem ging reichlich Streit voraus: Ein halbes Jahr lang fanden in der gesamten Landeskirche Gespräche, auch schriftlich geführte Diskussionen und eine Tagung zu dieser Absichtserklärung der Synode statt. Die erklärte Absicht der Synode brachte viele Gemeindeglieder dazu, das Verstehen der Heiligen Schrift neu und leidenschaftlich zu diskutieren. Andererseits zeigten die Debatten: Radikalität ist auch zum Fürchten – auf allen Seiten. Heftige Affekte aus Enttäuschung, Zorn und Wut, damit lernen wir alle miteinander zu arbeiten. Doch ist der Grat zwischen Raubauzigkeit und tabufreier Dauerbeleidigung des Gesprächspartners ein schmaler. Je gekränkter die eine Seite, desto heftiger die ausgeteilte Kränkung an die andere Seite. Allerdings stehen die hervortretenden Kränkungen hin und wieder nur mittelbar in einem Bezug zum eigentlich

kontroversen Punkt. Vergangene erlittene Kränkungen, die möglicherweise zum Zeitpunkt ihrer Entstehung zu wenig besprochen waren, erhielten so etwas wie Ventile.

Rollenverunsicherung wahrnehmen

Auf dem Lernfeld dieser Debatte zeigte sich: Menschen fühlten sich schmerzhaft verunsichert in ihren eingenommenen Rollen, Menschen, die sich fragten, was gelte ich noch als verheirateter Familienvater, als Gemeindeglied aus den peripheren Räumen, als älteres oder konservatives Gemeindeglied, biblisch in besonders tiefer Weise gefestigt – und Menschen, die sich fragten, was gelte ich eigentlich in dieser Kirche als Minderheit. Warum werde ich nicht gesehen und gehört? Streitbereitschaft braucht eine gewisse Leidensbereitschaft, das ist auch Teil der Erfahrung: aushalten, mittragen, annehmen.

Hören und beteiligen von Anfang an

Richtiges Streiten erspart Leid. Hilfreich sind da Wege eines besonnen begleiteten Diskurses oder Verfahrens, offen kommuniziert und damit nachvollziehbar. Und das schon weit

vor der Befassung in Entscheidungsgremien. Gehört und gestritten werden muss also reichlich – gerade auch außerhalb der entscheidenden Ebenen. Hingegen entscheiden ohne zu hören und zu streiten, das frustriert. Es wird daran gelitten, wenn eine Streitkultur nicht durch und durch partizipativ ist. Soweit das Fazit angesichts eines 2016 vorgelegten Ergebnisses auf einem schließlich breiten synodalen Konsens.

Was es für den Ernstfall braucht

Streit braucht Interesse, nicht nur das Interesse, gehört zu werden, sondern auch zu hören; braucht Lust daran, sich von neuen Gedanken überraschen zu lassen. Streit braucht die Einsicht in die Vorläufigkeit der eigenen Position. In welche Position meine Haltung mich auch bringt, in Gottes Licht stehe ich richtig. Das mag einen hilfreichen Abstand zu meinen Positionen bringen. Ein Kontroversthemata kann so zu einem wichtigen Lernfeld werden.

Die anstehenden zu bestreitenden Ernstfälle der Kirche brauchen eine Streitbereitschaft mit Augenmaß und den offenen Blick für das, was im Streiten vielleicht auch erlitten wird.

Ist Stille gleich Stille?

Martin Dittmar / STILLE – was ist das? Es ist etwas anderes als die absolute Abwesenheit von Geräuschen. Für mich ist es ein Zustand ohne Krach. Kein Bohren oder Hämmern, kein Verkehrslärm (Hupen, Bremsen, Anfahren, Tatütata). Weder röhrt das Radio noch plärrt der Fernseher, noch bimmelt das Handy. Der Hund von nebenan schläft und mein Lieblings-Mensch atmet ruhig... RUHE.

Ruhe ist für mich Stille. Zur Ruhe kommen, durchatmen..., doch noch sind wir ja nicht so weit. Erst einmal Ruhe im Äußeren finden, bzw. schaffen. Gerade wegen des Geräuschpegels um uns herum ist das gar nicht so einfach. Entweder zieht man sich in einen Wald zurück, besucht einen Meditationsraum, eine Kirche, Moschee oder benutzt, so wie ich, Ohropax. So eine Wohltat! Manchmal ist Berlin so laut, das ich diese Möglichkeit sogar in der U-Bahn nutze. Allein dadurch fällt sofort ein großer Stressfaktor beiseite. Dann kann ich mich auf die Suche von innerer Stille machen (nicht in der U-Bahn!). Das ist nicht so einfach. „Nur auf den Atem achten“ und „ganz bei mir sein“ sind wunderbare Anweisungen, doch sie wollen geübt und erprobt sein. Denn die Dinge, die erledigt werden wollen, rutschen immer wieder in den Vordergrund. Manche Menschen mögen es, wenn eine Entspannung angeleitet wird, also eine ruhige Stimme Anweisungen gibt. Oder wenn im Hintergrund leises Wellenrauschen, Regen Gewitter, Walgesänge oder Vogelgezwitscher zu hören sind. Oder eben, wenn es einfach ruhig ist. Jeder hat da andere Vorlieben. In all dem Krach und Lärm um und in uns ist es oft sehr schwer, anderen gut zuzuhören. Noch viel anstrengender ist es, sich selber zu vernehmen. Was ist „meines“ unter all dem Geplapper der Werbung und der Ansprüche, die das Leben und wir selber an uns stellen. In der Stille zu hören ist eine Kunst, die geübt werden will.

Stille – das ist auch Zeit ohne Kommunikation. Zeit, in der niemand Ansprüche an mich stellt, in der ich nichts mitteilen muss. Auch Blicke und Gesten sind nicht notwendig, ich kann ganz bei mir sein. Und damit dies auch im Trubel des Kirchentages möglich ist, haben wir einen Raum der Stille eingerichtet.

Herzlich willkommen!

Lernstoff

Workshops im Themenzentrum

Jesus und die gewaltfreie Kommunikation

Matthias Bruhn / Was hat gewaltfreie Kommunikation mit praktischem Christentum zu tun?

Wer im Neuen Testament liest, stößt schnell darauf: Jesus gibt Anstöße zu einem ganz neuen Umgang miteinander. Manches klingt logisch, ist aber nicht immer leicht (z. B. der Grundsatz „Alles, was Ihr wollt, das Euch die Leute tun sollen, das tut ihnen auch!“). Andere Sätze widerstreben uns und erscheinen praxisfern („Wenn dich jemand zwingt, eine Meile mitzugehen, so gehe mit ihm zwei.“) In der Einführung zum Workshop stellen wir solche Jesusworte moderner Konfliktbearbeitung gegenüber, und zwar am Beispiel der „Gewaltfreien Kommunikation (GfK)“ nach Marshall Rosenberg. Manches Utopische erscheint dann plötzlich praxisnah.

In einer Praxisphase üben wir, nach den „vier Schritten der GfK“ mit unseren berechtigten Anliegen und mit den Forderungen anderer umzugehen.

Workshop: Donnerstag, 25. Mai, 15:00 Uhr im Gruppenraum

Habe ich einen Konflikt oder hat der Konflikt mich?

Mario Clemens / Konflikte, sind sie einmal im Gange, entfalten eine Eigendynamik, die Seiten in uns hervorbringt, die wir unter anderen Umständen und von außen betrachtet verurteilen würden.

Zwar erleben wir die Umstände, von denen wir uns zu unseren Handlungen gezwungen sehen, im Moment des Konflikts als höchst real, so dass gute Argumente in diesem Moment

oft wenig dazu beitragen können, dass wir unsere Handlungen überdenken. Jedoch können wir, quasi präventiv, jene Mechanismen verstehen lernen, die im Laufe eines Konfliktes greifen, um so zu verhindern, dass der Konflikt selbst die Kommandohoheit übernimmt.

Der Workshop „Konfliktdynamik“ im Rahmen des Kirchentags bietet Ihnen Gelegenheit, einige Effekte von Konflikten spielerisch zu erleben und theoretisch fundiert zu diskutieren.

Workshop: Donnerstag, 25. Mai, 10:00 Uhr im Gruppenraum

Alle unter einem Hut

Anja Moos / Streit: unlösbare Themenknoten, Denkschleifen, einander ausschließende Denkhaltungen, Zusammenprall von Kosten/Nutzen-Denken und Emotion. Der Prozess wird als eingeschränkte Kooperationsbereitschaft, egoistischer Widerstand oder eben grundlegender Mangel an Sensibilität des Partners erlebt – also als Konflikt wahrgenommen. Könnte dieser auch systematisch gelöst oder, noch besser, sogar vermieden werden?

Ja! Edward de Bono hat bereits in den 1980er Jahren eine Methode entworfen, (kreative) Denkprozesse allein oder im Team effektiv zu strukturieren: Bei Six Thinking Hats (Sechs Denkhüte) steht jeder Hut für eine Haltung:

Weißer Hut: Zahlen, Daten, Fakten – die objektiv informative Haltung

Schwarzer Hut: Nachteile – die logisch negative Haltung

Gelber Hut: Vorteile – die positiv konstruktive Haltung

Grüner Hut: Neue Ideen – die kreative Haltung

Roter Hut: Gefühle – die emotionale Haltung

Blauer Hut: Regie – die moderative Haltung

De Bono hat die Kraft des parallelen Denkens betont, also den Vorzug der gemeinsamen Fokussierung, der gerichteten Kooperativität:

Alle unter einem Hut heißt, zunächst einen gemeinsamen Fokus zu definieren, der durchdacht werden soll. Dieses Thema durchdenken die Beteiligten dann unter der Regie und moderativen Haltung Schritt für Schritt gemeinsam: Sie bestimmen einen Moderator, tragen erst die Nachteile und dann die Vorteile zusammen, entwickeln anschließend gemeinsam Handlungsoptionen, ergänzen das sich abzeichnende Bild um die zugehörigen Fakten und entscheiden sich schließlich unter Berücksichtigung ihrer jeweiligen Gefühlslage für eine gemeinsame tragfähige Lösung. Mit diesem Vorgehen können sie nun einen Maßnahmenplan entwickeln.

Systematisch wird so das konfliktreiche Vermengen von Themen entwirrt. Aus dem zermürbenden Ping-Pong der Argumente und Gefühle wird ausgestiegen.

Da zunächst die Reihenfolge der Perspektiven festgelegt wird, wissen die Beteiligten, wann sie ihre Befürchtungen und Hoffnungen anbringen können. Es besteht also weder Grund noch Sorge, alles sofort in die Diskussion einbringen zu müssen. So gewinnen die Beteiligten Kapazitäten dafür, sich allen Perspektiven zuzuwenden – im Streit auch die andere Perspektive und damit den Anderen zu sehen.

Workshop: Donnerstag, 25. Mai, 13:00 Uhr im Gruppenraum

Ingo Schulz / Neben Brittens unglaublichem, aber sehr aufwendigen *War Requiem* fällt dann der Blick schnell auf *The Armed Man* von Karl Jenkins.

„Den Opfern des Kosovo gewidmet“ ist die Friedensmesse des walisischen Komponisten Karl Jenkins, und dass es um den „bewaffneten Mann“ geht, hört man gleich bei den ersten Tönen.

Für den Frieden zwischen den Religionen wollte der Komponist werben, als er *The Armed Man – A Mass For Peace* (Der bewaffnete Mann – eine Messe für den Frieden) komponierte. Das im Jahr 2000 in London uraufgeführte Oratorium ist wie Benjamin Brittens *War Requiem* ein Antikriegsstück. Es basiert auf Texten der katholischen Messliturgie, die Jenkins mit anderen Quellen, vor allem der zu einem Volkslied gewordenen französischen Chanson *L'homme armé* aus dem 15. Jahrhundert, verband. Damit steht *The Armed Man* in einer langen Tradition, denn durch die gesamte Epoche der Renaissance wurden mehr als 40 Messen komponiert, in denen dieses wahrscheinlich von Guillaume Dufay (ca. 1400-1470) geschaffene Lied als *Cantus firmus* diente. Damals natürlich – anders als bei Jenkins – mit dem Text der Messe und so in die Komposition eingearbeitet, dass es nur für geübte Ohren erkennbar war.

The Armed Man entstand im Auftrag des britischen Militärmuseums Royal Armouries anlässlich der Jahrtausendfeier und markiert zugleich den Umzug des Museums von London nach Leeds. Guy Wilson, der damalige Museumsdirektor, wählte die zusätzlichen Texte aus.

Neben Teilen der Messe wählte Wilson Passagen aus anderen religiösen und historischen Quellen, zum Beispiel den islamischen Gebetsruf, Abschnitte aus der Bibel (Psalmen und Offenbarung des Johannes) und Mahabharata aus. Darüber hinaus werden Texte von Rudyard Kipling, Alfred Lord Tennyson und Tōge Sankichi, der den Atombombenabwurf auf Hiroshima überlebte, aber einige Jahre später an Leukämie verstarb, verwendet.

Die Botschaft religiöser Toleranz ist ein heikles, für manche auch naives Unterfangen in Zeiten, in denen Karikaturisten wegen Mohammed-Zeichnungen Morddrohungen erhalten und Gerichte in Malaysia Christen untersagen, Gott „Allah“ zu nennen. Dennoch oder vielleicht deshalb ist Jenkins' „Friedensmesse“ eines der am häufigsten aufgeführten zeitgenössischen Werke. Über 1.500 Mal wurde das Werk weltweit bereits gesungen.

Schon zu Beginn ertönt Marschmusik, wird die Trommel zum Krieg geschlagen, marschieren die bewaffneten Männer mitten durch eine Messe mit *Kyrie*, *Sanctus*, *Agnus Dei* und *Benedictus*. Immer wieder hören wir Motive militärischer Marschmusik, beispielsweise mitten im Sanctus, dem „Dreimal Heilig“.

Während vor langer Zeit galt, dass der Krieger seine Waffen an der Kirchentür abgeben musste, marschieren Soldaten im zwanzigsten und einundzwanzigsten Jahr-

hundert in die Kirchen, Synagogen, Moscheen und Tempel hinein, töten, zerstören.

Als zweiter Satz ertönt *Adhan*, der Gesang, der in der muslimischen Welt Tag für Tag zum Gebet ruft: „Allahu akbar, Ashadu An La Illa-Lah“ [Gott ist groß, es gibt keinen Gott außer Gott].

Sie erinnern sich vielleicht daran, das im Kosovo-Krieg des Jahres 1999 und seiner blutigen Vorgeschichte nicht nur Albaner und Serben miteinander rangen, sondern auch sunnitische Muslime auf serbisch-orthodoxe Christen trafen. Religionen hatten – und haben – ihren besonderen Anteil am Morden und Schlachten.

Das Zusammentreffen der Religionen ist bei Jenkins in die Messe hineingewandert: Das *Allahu akbar* und das *Kyrie eleison* folgen unmittelbar aufeinander. Beten Christen und Muslime zum selben Gott? Während viele das verneinen oder zumindest hart diskutieren, ist meine Antwort eindeutig: „Ja. Wenn es einen Gott gibt, dann ist es der Eine; der Gott der Juden, der Muslime, der Christen und auch der Gott aller anderen Religionen.“

Die Friedensmesse von Karl Jenkins ist ein sehr englisches Stück. Das *Christe* lehnt sich stark an Giovanni Pierluigi da Palestrina an, den großen Reformator der katholischen Kirchenmusik, aber wir hören auch Militärmärsche, einen Zapfenstreich und Elemente der sogenannten „Unterhaltungsmusik“, großen Chor und Orchester – so wird oft in den englischen Kirchen musiziert, in denen es eine lebendige Tradition von moderner Musik für liturgische Zwecke gibt, die Abend für Abend in den *Evensongs* und Sonntag für Sonntag in den Messvertonungen zur Aufführung gebracht wird.

In den Kirchen des Vereinigten Königreiches sind die „bewaffneten Männer“, um die es im ersten Stück der Friedensmesse geht, viel präsenter als in deutschen Kirchen. Während bei uns die Tafeln, die die Namen der Gefallenen aufzählen, inzwischen ein Stein des Anstoßes sind, sind in vielen Kirchen jenseits des Kanals Fahnen drapiert und militärische Symbole auf die Altartücher gestickt. „How blest is he who for his country dies“ [Gesegnet ist, wer für sein Land stirbt]; gesungen wird diese Zei-

Musik für den Frieden

The Armed Man – A Mass For Peace in der Emmaus-Kirche

„Du siehst mich auch im Streit“ – so das für die Emmaus-Ölberg-Gemeinde abgeänderte Kirchentagsmotto. Mit welchem Konzert kann da der Ölberg-Chor seinen Beitrag leisten?

Die Musik sollte über die Vertonungen der puren Weihnachtsbotschaft „Friede auf Erden“ oder Vertonungen des Liedes „Verleih uns Frieden gnädiglich“ hinausgehen, von denen es einige wirklich wunderbare gibt. Aber eben dann, wenn man nach mehr sucht, wird es eng in der Auswahl.

seinem Werk eingefangen und führt sie zu einer visionären Auflösung: Menschen verschiedenster Religionen bitten gemeinsam um Frieden.

Kurz nach der Uraufführung von *The Armed Man* hatte der Papst im Jahr 2002 zu einem großen Friedensgebet aller Religionen nach Assisi eingeladen. Dass alle Religionen um Frieden beten, beten müssen, daran bestand damals kein Zweifel.

15 Jahre später sind wir keinen Schritt weiter und es wäre dringend an der Zeit, dass sich alle Religionen der

le, die uns in Deutschland seit 1945 schaudern lässt, bei Jenkins von Frauenstimmen.

Wir könnten uns kaum vorstellen, dass der Direktor des militärhistorischen Museums der Bundeswehr die Texte einer Messe zusammenstellen würde, so wie der *Master of the Armouries* aus verschiedensten Traditionen die Vorlagen der Friedensmesse zusammensuchte – Verse der englischen Barockdichter John Dryden und Jonathan Swift, des in Indien geborenen Kolonialdichters Kipling, Zeilen aus dem bekanntesten indischen Volksepos, dem Mahabharata, und Texte aus dem traditionellen Kanon der Messe; eine Collage aus diversen Jahrhunderten, Kulturen, Traditionen samt einem Gedicht, das Guy Wilson selbst geschrieben hat: *Now the guns have stopped*, ein Klagelied eines Überlebenden um seinen toten Freund.

Die modernen Kriege sind längst global geworden; wenn irgendwo Unfrieden ist, kann der Rest der Welt nicht in Frieden leben und wird im Inneren des Gotteshauses nicht eitel Frieden sein können. Diese Globalisierung des Krieges hat Jenkins in

Welt wieder treffen, um für den Frieden zu beten, um, wie Papst Benedikt es 2002 formulierte, diejenigen bloßzustellen, „die den Namen Gottes für Zwecke und mit Methoden missbrauchen, die ihn in Wahrheit verletzen“.

Der Ölberg-Chor wird Jenkins' Werk am 26. und 27.5.2017 in einer selten gespielten Version für Brass Band – zusammen mit Berlin Concert Brass – aufführen und dazu den extra für das Werk geschaffenen Film im Hintergrund zeigen.

Die Musik von Jenkins ist teilweise sehr eingängig. Wenn der Geist beim Hören anfängt zu schwelgen, holt der Film die Gedanken sofort zurück zum Thema „Krieg“ – mit teilweise sehr aufrüttelnden (und im Chor auch kontrovers diskutierten) Bildern.

Jenkins schreibt dazu:

„Ich habe *The Armed Man – A Mass For Peace* als Auftragswerk anlässlich der Jahrtausendwende für die Royal Armouries komponiert. Ein paar Jahre nach der Uraufführung sprach mich mein guter Freund, der renommierte Filmmacher und Regisseur Hefin Owen an. Er schlug vor, anlässlich eines Konzerts zu meinem Geburtstag einen Film für den Hintergrund zu machen. Der Film zeichnet die im Text der Komposition erzählte Geschichte nach: Die Zuspitzung des Konflikts, den Konflikt selbst und das Nachspiel, den Ausblick auf eine bessere Zukunft.

Der Film unterstreicht das musikalische Erlebnis und lässt das Publikum unweigerlich erschöpft und oftmals zu Tränen gerührt zurück.

Ich freue mich und bin stolz, dass diese zusätzliche Dimension des Werks für Aufführungen erhältlich ist.“

In *The Armed Man* erklingt gegen Ende musikalisches Feuerwerk der Hoffnung zu dem Text:

„Ring out the narrowing lust of gold;
Ring out the thousand wars of old,
Ring in the thousand years of peace.“

Das Ende aber ist ganz still, die verwundbaren Stimmen des Chores singen unbegleitet:

„God shall wipe away all tears
And there shall be no more death
Neither sorrow nor crying
Neither shall there be any more pain.
Praise the Lord.“





Mieten und Renditen

In Kreuzberg regt sich Widerstand

Carsten Scheider / In der ersten Frühlingssonne spaziere ich den Landwehrkanal entlang. Auf einer Bank sitzt ein Mann mit zwei Einkaufswagen an seiner Seite. Er kommt mir bekannt vor – vielleicht aus einem der Cafés im Kiez. Der Mann ist gut gekleidet: Hut, Schal und Mantel der besseren Sorte.

Wie schnell sich die Welt doch ändern kann: Plötzlich sitzt du hier am Kanal mit Tüten und Einkaufswagen, weil du raussaniert wurdest. Vorher zwei Zimmer, Küche, Bad – jetzt ein Unterschlupf irgendwo. Hat der Typ es nicht geschafft? Ich kann nur mutmaßen.

Aber es passiert immer öfter: Du fliegst raus, weil jemand das schnelle Geld mit deiner gemieteten Wohnung machen will. Du sitzt am kürzeren Hebel. Jemand anderes bestimmt den Gang der Dinge, wie luxuriös umgebaut werden soll, wieviel Zentimeter unnötige Dämmung an deine

Außenwand geklebt wird. Auch wohnen plötzlich nicht mehr die vertrauten Nachbarn neben dir, weil sie von Fremden aus München oder London rausgekauft oder rausgeklagt wurden.

Es gibt zwar Gesetze und Erlasse wie die Mietpreisbremse oder die Ausweisung als „Milieuschutzgebiete“, jedoch helfen diese Instrumente schon lange nicht mehr. Denn der Druck des Geldes und die Gier der Mächtigen sind zu groß, als dass halberzig erlassene Instrumente etwas dagegen ausrichten könnten.

Doch Kreuzberg wäre nicht Kreuzberg, wenn die Menschen hier nicht spüren würden, was falsch läuft. Die Tradition des Widerstandes lebt erneut auf. Wir kämpfen wieder für was – hier vor Ort, neuer Zusammenhalt wächst. Wir lassen uns nicht vertreiben.

Aus Jägern werden plötzlich Gejagte, auch besser Verdienende sind jetzt auf dem Umzugskarussell zu fin-

den. Initiativen regen sich im Bereich des Berliner Stadtteils Kreuzberg und SO 36. Gleich hier um die Ecke, nebenan! „Zwangsräumung verhindern“ hat schon oft für Furore gesorgt: Hunderte standen am frühen Morgen vor einer von Räumung bedrohten Wohnung, die ganze Straße war blockiert. Nur mit sehr viel Mühe konnte die Räumung mit Hilfe der Polizei durchgesetzt werden. Das erste Mal musste die Gerichtsvollzieherin aufgeben und abziehen, da die Räumung undurchführbar war. Das gesamte Grundstück ist heute an einen neuen Investor weiter verkauft. Die Spekulation erhält neuen Schub. Wann wird die nächste Wohnung geräumt?

Kotti und Co haben nach krassen Mieterhöhungen rund um das Kottbusser Tor aus Protest eine Hütte als Treffpunkt gezimmert. Von hier aus werden Demos organisiert oder Vereinbarungen mit der großen Politik

ausgehandelt. Der Widerstand erhält eine neue Qualität: Es werden von den ganz normalen Leuten Forderungen an die Politik gestellt, die sich natürlich erst ihren Weg bahnen müssen. Ein langer Atem ist nötig. Die Mieten müssen sinken! Eine sechsköpfige Familie kann schließlich nicht das gesamte Einkommen für die Miete ausgeben. Selbst ehemalige Sozialwohnungen am Kotti sind nicht mehr bezahlbar. Durch den Verkauf ganzer Wohnblöcke ist auch

hier die Renditeerwartung gestiegen. Ganze Bewohner-schaften mussten an den Stadtrand umziehen, die vertraute Umgebung, die sozialen Bindungen aufgeben. So fürchten nun viele Mieter irgendwann auf der Straße zu landen, demonstrieren, machen auf sich aufmerksam, vernetzen sich, stellen Forderungen.

Und die Politik beginnt zu reagieren. Langsam wird sichtbar, welche Fehler in der Vergangenheit gemacht wurden. Nicht der fehlende Bau von Wohnungen ist hier ausschlaggebend, sondern die Miethöhe, der ständige Weiterverkauf und überzogene Renditeerwartungen. Wie wird sich hier etwas ändern? Ebbt der Geldfluss ab? Platzt die Blase?

Auch die kleinen Läden um die Ecke verschwinden und müssen oft neuen gastronomischen Betrieben weichen. Ein Gemüsehändler, der 30 Jahre im Kiez die Bewohner versorgt hat, bekommt die Kündigung. Entweder zieht hier ein gestyltes Café mit unterbezahlten Angestellten ein oder ein Laden mit Touristenramsch. Da-

mit kann auch hier die Miete gesteigert werden. Bedroht sind die alteingesessenen Kiezläden mit geringer Gewinnspanne, ob nun der Bäcker, der Zeitungsladen, der Buchhändler oder der Gemüsehändler. Auch die Kleinbetriebe verschwinden aus den Hinterhöfen, weil Büros mit Co-working-space und Luxus-Lofts mehr abwerfen.

Diese Wellen der Verdrängung sind schon oft

nicht vergraben. Ein ganz unscheinbarer Ladenbesitzer wird somit in eine politische Rolle katapultiert.

Hoffnung schöpfen ist wichtig. Immer wieder Atem holen, laut rufen: Gott hilf! Auch hier in SO 36, wo die meisten Bewohner gar nichts mit Gott oder mit Kirche zu tun haben, kann ich leise hören: „Gott wo bist du? Siehst du mich denn nicht? Wir streiten schon so lange, wann finden wir Ruhe oder auch Versöhnung? Gibt es eine Aussprache von Angesicht zu Angesicht? Wir verzweifeln!“



über den Kiez hinweggerollt. Gerade beschleunigt sich der Prozess jedoch und verändert den Kiez nachhaltig.

Wie können wir unsere Existenz sichern? Sind wir dem hilflos ausgeliefert? Auch hier regt sich Widerstand der Betroffenen, zum Beispiel „Bizim Kiez“ – eine Initiative im Wrangelkiez. Auch wenn eine Rettung der Verdrängten nicht immer in Aussicht steht, so werden doch die Nöte sichtbar und es entsteht ein Gefühl der Solidarität, wenn 200 Leute vor einem betroffenen Laden sich zur Demo treffen und mit den Betreibern zusammen schließen. Eine scheinbare privatrechtliche Kündigung wird zu einer öffentlichen und damit zu einer politischen Angelegenheit.

Handeln ist hier angesagt, sich

Was tun, wenn´s brennt?

Katastrophe will geübt sein

Justus Münster / Aufregung herrscht in der Leitstelle der Berliner Feuerwehr. Mehrere Personen haben den Notruf der Berliner Feuerwehr gewählt. Es brennt im Supermarkt im Hinterhof. Ohlauer Straße 38. Genauer gesagt, ist ein Auto in der Tiefgarage in Brand geraten und nun qualmt der Rauch in dicken schwarzen Schwaden aus der Tiefgarage in den Supermarkt und auf das Gelände. Menschen laufen schwer hustend durcheinander und versuchen sich in Sicherheit zu bringen.

Nach fünf Minuten treffen die ersten Einsatzfahrzeuge der Berliner Feuerwehr ein. Löschfahrzeuge, Drehleiterwagen, Rettungswagen und Notarztfahrzeuge kommen in direkter Folge und nehmen Aufstellung. Der

Einsatzleiter erkundet die Lage und weist den Feuerwehrleuten ihre jeweiligen Aufgaben zu. Sie beginnen mit den Löscharbeiten. Andere versuchen, die Menschen aus dem Supermarkt, der Kletterhalle und der Garage zu befreien. Schnell stellt sich heraus, dass es sehr wahrscheinlich auch Tote zu beklagen gibt. Die Notärzte und Notfallsanitäter richten eine Ablage für die schwer verletzten Menschen ein. Ihnen muss nun schnell eine intensivmedizinische Behandlung zukommen. Mit jeder verstrichenen Minute sinken die Überlebenschancen. Nach der ersten Chaosphase geht der Einsatz der Feuerwehr in einen geordneten Ablauf über. Der Einsatzleiter bemerkt die vielen Men-

schen, die inzwischen an die Einsatzstelle gekommen sind, um ihre Angehörigen zu finden. Er weiß, dass sie betreut werden müssen. Daher alarmiert er über die Leitstelle der Feuerwehr die Notfallseelsorge/Krisenintervention Berlin hinzu. Zwanzig gut ausgebildete Notfallseelsorger*innen und Kriseninterventionshelfer*innen kommen zur Einsatzstelle und werden professionell geführt.

Die leicht Verletzten werden nun kompetent medizinisch von den Notärzt*innen und psychosozial von den Notfallseelsorger*innen und Kriseninterventionshelfer*innen betreut. Die Menschen, die ihre Angehörigen ver-



missen, werden ebenfalls psychosozial begleitet. Das ist der Grundauftrag der Notfallseelsorge/Krisenintervention Berlin als psychosoziale Notfallversorgung in der Akutphase.

Liebe Leserin, lieber Leser, Sie wundern sich jetzt sicherlich, dass Sie von dem schrecklichen Ereignis gar nichts mitbekommen haben. Ich kann Sie auch beruhigen. Das war keine ernste Lage in Ihrem Kiez. Und doch gab es den Einsatz, nämlich an der Übungsplatte der Berliner Feuerwehr, an der Führungskräfte ausgebildet werden. Dort ist ein kleiner Teil Ihres Kiezes nachgebaut. Unter anderem auch Ihre Kirche. Für die Ausbildung unserer Führungskräfte in der Notfallseelsorge/Krisenintervention Berlin dürfen wir an dieser Platte üben. Wir planen anhand des oben beschriebenen Einsatzszenarios die Aufteilung unserer eigenen Kräfte und das Zusammenspiel zwischen Notfallseelsorge und Berliner Feuer-

wehr. Das ist nicht immer einfach; immer gelingt es aber, tragfähige Strukturen für die Betreuung vor Ort aufzubauen. Dazu benutzen wir im Übrigen auch Ihre Kirche. Wenn die Angehörigen von der Polizei und der Feuerwehr von der Einsatzstelle weggebracht werden, sollen sie in einen sicheren Raum gebracht werden. Dieser Raum muss geeignet und von der Öffentlichkeit abgeschirmt sein. Da bietet sich Ihre Kirche geradezu an. Regelmäßig telefonieren wir also virtuell mit Ihrem Pfarrer und Ihrer Pfarrerin und bitten diese um Mithilfe in dieser Situation. Natürlich ist es hilfreich, dass Pfarrer Jörg Machel seit langer Zeit Notfallseelsorger im System der Notfallseelsorge/Krisenintervention Berlin ist.

Nicht zuletzt der große Rettungseinsatz nach dem Anschlag auf dem Breitscheidplatz hat deutlich gezeigt, wie wichtig die Betreuung von Augenzeug*innen und Angehörigen

nach einem Schadensereignis ist. Wenn die Welt zusammenbricht für diese Menschen, ist es gut, dass sie, unabhängig von Weltanschauung und Religion, jemanden an ihre Seite bekommen. Wir halten das Schweigen, die Ohnmacht, aber auch die aufbrechenden Emotionen mit ihnen aus. Wir versuchen zusammen mit den uns anvertrauten Menschen eine Perspektive für die kommenden Stunden und Tage zu entwickeln. So bringen wir „Mehr als Worte“ an die Einsatzstelle.

P.S. Danke, dass wir uns Ihre Kirche immer wieder virtuell ausborgen dürfen. Ich bin mir sicher, dass Sie uns dies im Ernstfall auch gestatten würden. Danke auch dafür.

*Weitere Informationen bekommen Sie unter: <http://notfallseelsorge-berlin.de>
Justus Münster ist Landespfarrer der EKBO für Notfallseelsorge in Berlin*

Jörg Machel / Um kurz vor neun erreicht mich der Anruf der Notfallseelsorge. Es geht um die Überbringung einer Todesnachricht. Die beiden Polizisten erwarten mich vor dem Wohnhaus des Ehemannes. Seine Frau ist am frühen Abend mit ihrem Fahrrad von einem Lastwagen erfasst worden und noch auf dem Weg ins Krankenhaus verstorben.

Wir klingeln und sofort spiegelt sich Erschrecken im Gesicht der Mannes. „Ein Unfall?“, will er wissen. „In welchem Krankenhaus liegt sie?“ Auf die Nachricht, dass sie tot sei, reagiert er mit Entsetzen. Einen Arzt will er nicht, aber dass ich als Pfarrer dabei bin und auch Zeit für ihn habe, das ist gut.

Zwei Stunden reden wir miteinander. Immer wieder wird er von Panikattacken geschüttelt. „Was soll nun werden? Ich bin doch älter als sie, ich bin krank, sie war topfit. Sie war doch erst Mitte siebzig und ich bin schon über achtzig, was soll ich nur machen?“ Er erzählt mir, wie sie sich kennengelernt haben, wie sich ihre Wege trennten und wie sie dann doch wieder zusammenfanden. Früher war er aktiver Radsportler gewesen, auch seine Frau war leidenschaftliche Radfahrerin. Ausgedehnte Radtouren haben sie unternommen, vor kurzem erst! Und nun soll das alles vorbei sein?

Gerade waren sie noch dabei, den Garten winterfest zu machen. Er war mit den Pflanzen im Keller beschäftigt, als sie sich nochmal das Rad nahm, um etwas im Supermarkt zu besorgen. Nur ganz schnell, viel zu kurz, um sich erst lange zu verabschieden, und nun kommt sie nicht zurück, nie mehr.

Wir hatten viel geredet und waren erschöpft. Es war gut, dass ich jetzt ging.

Doch am Morgen, noch vor sechs Uhr, war ich wach. Und was, wenn er sich etwas angetan hat? An Weiter-schlafen war nicht zu denken. Um sieben wagte ich es anzurufen. Er war sofort am Telefon. Ob ich zum Frühstück kommen könne, fragte ich, und er war froh über mein Angebot. „Der Kaffee ist schon fertig und Brötchen backe ich auf.“

Wir redeten weiter und natürlich stand irgendwann die Frage im Raum: Wo war Gott? Wie konnte das geschehen? Sie war so umsichtig, immer – viel mehr als er. Ich habe mehr geschwiegen als geredet. Erklärungen und Trostworte hätten hohl geklungen.

Wo Gott war, als der Unfall geschah, wir wussten es nicht. Aber dass sie jetzt bei Gott ist und dass das Band dieser langen Liebe auch durch die Trennung nicht zerrissen ist, das war etwas anderes. Diesen Trost konnte er sich zugestehen. Würde Gottes Gegenwart, würde die Liebe zu einem Menschen an der Grenze des Todes enden, es wäre unerträglich. Gott sieht mich, auch über den Tod hinaus!

Kinderrechte sind Menschenrechte

Sarah Miller / Im Wartezimmer unseres Kinderarztes hat mich ein Plakat begeistert. Ein Kind ist darauf abgebildet und der Satz: „Liebe mich, wenn ich es am wenigsten verdiene.“

Und ich habe mich gefragt: Wie streiten eigentlich Kinder und Erwachsene miteinander? Gibt es so etwas wie eine Streitkultur zwischen diesen ungleichen Kontrahenten? Eines war klar: Hier stehen sich streitende Menschen gegenüber, deren Beziehung ein Ungleichgewicht im Streit mit sich bringt. Denn die streitenden Kinder stehen in einer direkten emotionalen und materiellen Abhängigkeit. Hinzu kommt die körperliche Unterlegenheit der Kinder.

Und so frage ich mich, ob ein Mensch, der in seiner Abhängigkeit mit den Streitpartnern so eng verknüpft ist, überhaupt offen und ehrlich streiten kann?

In Artikel 13 der Kinderrechte steht geschrieben: „Das Kind hat ein Recht auf freie Meinungsäußerung.“

Und Artikel 12 verspricht: „Die Vertragsstaaten sichern dem Kind, (...) das Recht zu, diese Meinung in allen das Kind berührenden Angelegenheiten frei zu äußern, und berücksichtigen die Meinung des Kindes angemessen und entsprechend seinem Alter und seiner Reife. (...)“

Es gibt bereits Kinder, die versuchen, ihr Recht auf Meinungsäußerung wahrzunehmen. Unsere eigenen Kinder versuchen es uns gegenüber jeden Tag, ebenso wie das Kind Severen Suzuki, 12 Jahre alt, das 1992 für ECO vor dem Weltklimagipfel sprach. Severen spricht hier sehr deutlich über die Zerstörung des Lebensraumes der Kinder weltweit und

über die Zerstörung durch Krieg und die Ungerechtigkeit der Verteilung des Kapitals.

Schauen wir auf die Weltpolitik, ob die Kinder mit ihren Ängsten und Bedürfnissen Gehör gefunden haben.

Der Beschluss der Nato, dass die Mitgliedstaaten ihre Verteidigungsausgaben erhöhen müssen, läuft den Forderungen der Kinder entgegen. Um diese Vorgabe zu erfüllen, müsste Deutschland mehr als 60 Milliarden für seine Streitkräfte ausgeben.

In Artikel 24 Absatz 3 der Kinderrechte steht geschrieben: „Im Einklang mit ihren Verpflichtungen nach dem humanitären Völkerrecht, die Zivilbevölkerung in bewaffneten Konflikten zu schützen, treffen die Vertragsstaaten alle durchführbaren Maßnahmen, um sicherzustellen, dass von einem bewaffneten Konflikt betroffene Kinder geschützt und betreut werden.“

Doch wie will eine sich immer noch mehr aufrüstende Welt dieses elementare Kinderrecht verwirklichen?

Und doch haben es einzelne Erwachsene geschafft, noch vor dem Niederschreiben der Kinderrechte diesen Anspruch mit Leben zu füllen. Der polnische Pädagoge Janusz Korczak hat seine Idee, Kindern Rechte zu geben, in dem von ihm geleiteten Waisenhaus ab 1912 realisiert. Er war einer der ersten Erwachsenen, der die Frage einer gleichberechtigten Streitkultur zwischen Kindern und Erwachsenen thematisierte und umsetzte. Er machte sich für die Rechte der Kinder stark.

An diese Kinderrechte anknüpfend richtete er ein Kindergericht ein. Die-

ses Gericht hatte die Aufgabe, Recht zu sprechen, auch über die Erwachsenen. Korczak selbst stand mehrfach durch Selbstanzeige oder Anzeige vor dem Gericht. Janusz Korczak ist, nachdem er wichtige Bücher über seine Sicht auf die Kinder geschrieben hatte (z. B. „Das Recht des Kindes auf Achtung“, 1928) mit den Kindern des Waisenhauses 1942 aus freiem Willen ins Konzentrationslager gegangen. Und dort mit ihnen ermordet worden.

Wie würde sich die Welt verändern, wenn die Erwachsenen sich an die Rechte der Kinder halten würden, die sie zum Wohle der „heranwachsenden Streitgruppe“ gemeinsam mit den Kindern fixiert haben?

Artikel 29 Abschnitt d) der Kinderrechte fordert „...das Kind auf ein verantwortungsbewusstes Leben in einer freien Gesellschaft im Geist der Verständigung, des Friedens, der Toleranz, der Gleichberechtigung der Geschlechter und der Freundschaft zwischen allen Völkern und ethnischen, nationalen und religiösen Gruppen sowie Ureinwohnern vorzubereiten.“

Vielleicht sind es ja die Rechte der Kinder, für die sich zu streiten lohnt! Denn wer die Rechte der Kinder sichert, sichert die Menschenrechte von morgen. Solltet Ihr nun alle Kinderrechte lesen wollen, könnt Ihr dies ja vielleicht gemeinsam mit euren Kindern tun. Fragt sie doch einmal!

Im Berliner Unterrichtsplan, der vom Berliner Senat verabschiedet worden ist, wurde festgelegt, dass die Kinder über die Kinderrechte informiert werden müssen. Ein Anliegen, für das es sich zu streiten lohnt!

Streitfall: Arbeitsrecht

Die Rolle der Kirche als Arbeitgeber

Anja Moos / Leiharbeit, Lohndumping, Loyalitätspflichten, Tendenzschutz, Streikrecht, Kirchenmitgliedschaft – an solchen Themen entfacht sich der Streit um das kirchliche Arbeitsrecht.

Die Streitparteien sind die Kirchen und ihre Funktionsträger, ihr Gegenüber sind Mitarbeiter und Gewerkschaften. Alle Beteiligten haben gute Gründe für ihre Positionen.

Aber ist das kirchliche Arbeitsrecht noch zeitgemäß?

Auf der einen Seite steht die Behauptung, es gäbe keine konkreten Beweise für Lohndumping in kirchlichen Einrichtungen. Außerdem stehe im Falle einer Arbeitnehmerüberlassung, die länger als sechs Monate dauert, den katholischen Mitarbeitervertretungen seit 2010 ein Zustimmungsverweigerungsrecht zu. Dauerhafte Leiharbeit sei für den Kirchengeneralsynode der EKD schon seit dem 09.10.2006 mit dem Gedanken der Dienstgemeinschaft unvereinbar.

Dagegen sei laut einer Studie der Böckler Stiftung von 2012 die Leiharbeit „übliche Praxis“. Mit der aktuellen Reform des Arbeitnehmerüberlassungsgesetzes haben Kirchen das Recht auf Abweichung (nach oben) von der 18-monatigen Höchstdauer eines Leiharbeitsverhältnisses erhalten. Wie passt das zusammen?

Laut EKD waren im Jahr 2014 allein bei der Diakonie in ganz Deutschland in den teil- und vollstationären Einrichtungen 400.475 Menschen in Voll- oder Teilzeit beschäftigt. Ver.di gibt unter Bezugnahme auf die Diakonie für das Jahr 2011 zu bedenken, dass „in den diakonischen Einrichtungen in Brandenburg mit 67,2 % mehrheitlich konfessionslose Mitarbeiter/innen beschäftigt waren

und in dem als „verkündigungsnah“ bezeichneten Bereich der Krankenhilfe bundesweit 25,9 % der Mitarbeiter/innen ohne Konfessionszugehörigkeit“ seien. Also gilt hier kirchliches Recht für weltliche Mitarbeiter?

Kirchen haben eine Mission: Die Nächstenliebe, das helfende Handeln. Diese Mission gründet in der Bibel. So gilt es, die Bedürfnisse nach Essen, Trinken, Kleidung, Pflege und Zuwendung von Bedürftigen zu stillen. Dies wird von den konfessionellen und den konfessionslosen Mitarbeitern in kirchlichen Einrichtungen gleichermaßen umgesetzt. Doch wie weit muss Nächstenliebe gehen? Braucht sie wirklich einen verfassungsrechtlichen (Art. 140 GG) beziehungsweise tendenziellen Schutz (§ 118 BetrVG), um verwirklicht werden zu können?

Darf die Forderung nach Nächstenliebe bis zur Selbstausbeutung gehen? Verdient ein kirchlicher Mitarbeiter nicht auch die Nächstenliebe seines Arbeitgebers?

Jesus hat gesagt:



„Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe, was du hast und gib es den Armen, und du wirst einen Schatz im Himmel haben.“ Für Ordensschwwestern und Diakonissen mag diese Rechnung aufgegangen sein, zumal sie als Gegenleistung schon im Diesseits einen Anspruch auf geistliche Gemeinschaft, Bildung, Altersversorgung und Krankenpflege hatten.

Wie aber steht es mit den weltlichen Mitarbeitern, wie weit gehen deren Loyalitätspflichten? Ist in einer kirchlichen Einrichtung die Reinigungskraft oder der Koch (soweit noch nicht bereits ausgegliedert), die Krankenschwester, der Arzt, die Kindergärtnerin ein „Tendenzträger“? Bedarf ein Kindergarten in Berlin-Kreuzberg nicht auch muslimischer Mitarbeiterinnen, um die Vielfalt der Kindergruppe in der Erziehung widerzuspiegeln und für die Kinder auskunftsfähig zu sein?

Ist ein Arbeitskampf aus kirchlicher Sicht grundsätzlich mit dem Versöhnungsgedanken unvereinbar? Die Einführung eines 3. Weges sieht es so, und das war in den 1970ern zeitgemäß. Doch was, wenn das lösungsorientierte Gespräch strategisch unterlaufen wird?

Was sagt die Bibel? Hier gibt das in Matthäus 18, 15-17 verankerte Prinzip der geschwisterlichen Zurechtweisung Aufschluss: Wenn weder das Vier-Augen-Gespräch noch das Hinzuziehen von Zeugen eine Einsicht gebracht hat, dann „sage es der Gemeinde“.

Presse in Gefahr

Jetzt aber wirklich

Karsten Kammholz / Ein offizieller Empfang, eine private Party oder ein Kennenlernen beim Geburtstag eines Bekannten. Irgendwann kommt die Frage: „Und was machen Sie beruflich?“ Seit mehr als elf Jahren gebe ich ein und dieselbe Antwort: „Ich bin Journalist.“ Über die Reaktionen, die ich seitdem auf diesen Satz erhalten habe, könnte ich ein Buch schreiben. Sie sind mir ein Rätsel. Viele reagierten in der Vergangenheit mitleidig auf mein Berufsbekenntnis: „Können Sie davon leben?“ oder gar „Geht es Ihnen denn gut bei der Auflagenentwicklung?“ Manche machten sofort ein Fass auf: „Journalisten haben keine Ahnung von nichts.“ Andere verstummten einfach: „Aha.“ Was ich bis heute nicht verstehe: Die Wenigsten wollten wirklich wissen, wie wir in den Redaktionen arbeiten, was uns beschäftigt, wie wir zwischen wirtschaftlichem Druck und öffentlichem Auftrag zurechtkommen. Journalismus galt vielen lange Zeit offenbar als Beruf wie jeder andere. Pressefreiheit war kein Thema, jedenfalls nicht in Deutschland. Das ist heute anders.

Seit einiger Zeit ändern sich die Reaktionen auf meine Aussage, ich sei Journalist. Häufig werde ich gefragt: „Wie gehen Sie mit Fake News um? Wie mit der AfD? Was entgegenen Sie den Lügenpresse-Vorwürfen? Wer stoppt Trump – wenn nicht die Presse?“ Die Menschen machen sich wieder Sorgen. Sie sehen, wie in der Erdogan-Türkei und in den USA unter Donald Trump Freiheitsrechte eingeschränkt werden. Der türkische Präsident bezeichnet meinen geschätzten Kollegen Deniz Yücel als Terrorhelfer und weist seine ach so unabhängige Justiz de facto an, den deutsch-türkischen Journalisten in Haft zu halten. Auf der anderen Seite des Atlantiks hat Trump den Medien den Krieg er-

klärt und spielt, wann immer es gerade seiner Weltsicht nützt, mit sogenannten alternativen Fakten. Die Lüge wird so zur Normalität.

Auch hierzulande verändert sich die Stimmung gegenüber den freien Medien. Immer stärker spüren die Deutschen, wie die Demokratie von unterschiedlichsten Seiten attackiert wird.

Doch da geschieht noch mehr: Bis in die bürgerliche Mitte hinein verlieren die Medien das einstige Vertrauen. „Lügenpresse“ ist nicht nur in rechtsradikalen Kreisen kein Schimpfwort mehr, sondern auch in liberalen. Woher das Misstrauen gegenüber dem Journalismus kommt, hat viel mit der Frage zu tun, wer eigentlich heute alles „die Medien“ sind. Die journalistische Beobachtung ist nicht mehr exklusiv, vielmehr werden die Medien selbst immer stärker beobachtet und dabei häufig hasserfüllt begleitet. Natürlich machen wir Fehler, und natürlich müssen wir uns fragen, warum es etwa so ist, dass wir in großer Mehrheit den Brexit nicht kommen sahen, die AfD unterschätzten und Trump im Oval Office nicht für möglich hielten.

Wir, die noch den klassischen Journalismus betreiben – sichten, auswählen, informieren, bewerten –, haben aber auch echte Konkurrenz bekommen. Die sozialen Netzwerke im Internet zeigen uns ebenfalls Nachrichten, aber ohne professionellen Filter. Nur, wen juckt's? Zu viele, auch in meiner Generation, erliegen dem Trugschluss, alles Nötige auf Facebook zu erfahren. Wird schon stimmen, was da steht.

Für den Publizisten Christian Nürnberger ist die Pressefreiheit angesichts dieser Entwicklung in Deutschland so bedroht wie nie zuvor. Seine Begründung überrascht

aber doch: Er glaubt, die Gefahr gehe auch von dem gleichgültigen, politisch desinteressierten Konsumbürger und Geiz-ist-geil-Charakter aus, der gar kein Bedürfnis nach unabhängiger Information, Aufklärung, Kritik, Einordnung und Hintergrundberichterstattung habe. Kann es sein, dass die Wahrheit an Bedeutung verliert?

Die Hamburger Bischöfin Kerstin Fehrs hielt im März in der Hauptkirche St. Jacobi eine viel beachtete Predigt, die im Nachgang sogar vom Hamburger Abendblatt im Wortlaut gedruckt wurde. Fehrs kam zu dem Schluss, dass in jedem Fall das Gefährliche nicht allein die Lüge an sich sei, sondern das Verschwimmen dessen, was Wahrheit ist. Sie sagte: „Mit der Philosophin Hanna Arendt müssen wir unterscheiden zwischen Tatsachen und Meinungen. Denn eine Tatsache ist das, was nachprüfbar ist. Eine Meinung ist das, was diese Tatsache interpretiert. Wer den Unterschied verwischt und hier Unklarheit zulässt, ist der Lüge schon auf den Leim gegangen.“

Als ich das las, wunderte ich mich. Darüber, dass eine Bischöfin den Menschen so etwas verständlich machen muss. Kennt nicht jedes Kind den Unterschied zwischen Meinung und Tatsache? Offenbar nicht. Es wird Zeit, dass wir Journalisten ganz von vorn anfangen, unsere Arbeit zu erklären. Wir haben es uns vielleicht zu bequem gemacht als vierte Gewalt in einer Gesellschaft, die schon mit den drei anderen Gewalten keine Schwierigkeiten hatte. Politikern geht es heute nicht anders als uns, wenn es um Glaubwürdigkeit geht.

„Und was machen Sie beruflich?“ Das nächste Mal werde ich wieder sagen, dass ich Journalist bin – und dann hinzufügen: „Gott sei Dank!“ Ich bin gespannt auf die Reaktionen.

Luthers Streitlust

Einfach nur deftig oder voll daneben?

Wolf Krötke / „Denn Gott weiß, daß wir an dieser schrecklichen Uneinigkeit nicht Lust oder Freud haben.“ So hat Philipp Melanchthon seine „Apologie“, die Verteidigung der Augsbургischen Konfession, des Grundbekenntnisses der Reformation von 1530, beschlossen. Es war ein versöhnliches Bekenntnis, das in 21 Artikeln darlegte, worin die Kirche der Reformation mit der römisch-katholischen Kirche übereinzustimmen hoffte. Nur acht weitere Artikel klagten „Missbräuche“ an, die überwunden werden sollten.

Die römisch-katholische Kirche aber hat sich auf dieses Angebot der Verständigung im Streit um das wahre Verständnis des Evangeliums nicht eingelassen. In seinem Ursprung sollte das ja eigentlich ein friedlicher akademischer Streit sein. Luthers 95 lateinische Thesen über den Ablass von 1517 waren für eine wissenschaftliche Disputation gedacht. Doch diese Disputation fand nie statt. Nachdem die 95 Thesen eine rasante Verbreitung gefunden hatten, hat Rom den Hammer der Bannandrohung gegen Luther aus dem Sack geholt. Seither ging es nicht mehr bloß um einen Streit, bei dem Argumente ausgetauscht wurden. Jetzt ging es – auch wenn Luther und Johannes Eck 1519 in Leipzig öffentlich „disputierten“ – um einen Kampf, der von römischer Seite auf die Vernichtung eines „Ketzers“ zielte. Jetzt ging es um Leben und Tod.

Bei Luther aber stieß die römische Kampfansage auf Beton. Er ließ die Bannandrohungsbulle samt den römischen Gesetzen vor den Toren Wit-

tenbergs verbrennen. Mit politischer Rückendeckung durch seinen sächsischen Kurfürsten verweigerte er 1521 auf dem Reichstag zu Worms



Abb.: Papst Alexander VI. (1431?–1503, Papst 1492–1503) -- Um 1500

den Widerruf seiner reformatorischen Schriften. „Hier stehe ich, ich kann nicht anders“, hat er jedoch wahrscheinlich nicht gesagt.

Aber fortan konnte er im Unterschied zu seinem auf Ausgleich bedachten Freunde Melanchthon in der Tat nicht mehr anders, als die römisch-katholische Kirche kompromisslos zu bekämpfen. Denn er hatte sich schon lange vor dem Reichstag von Augsburg die Meinung gebildet, dass der Papst als Repräsentant dieser Kirche der „Antichrist“, ja der „leibhaftige Teufel“ sei. Mit ihm war nicht zu diskutieren und mit der römischen

Delegation in Augsburg auch nicht. „Gott gebe, dass sie der Teufel bescheiße. Amen“, hat er in einem Brief an seine Frau Katherina vom Juni 1530 geschrieben.

Man kann eine derartige Äußerung Luthers, der viele andere fäkalische Beschimpfungen seiner Gegner zur Seite gestellt werden können, nicht bloß auf seinen „Grobianismus“ zurückführen. Der war sicherlich immer auch mit im Spiele. Eine neuere Lutherbiographie stellt Luther regelrecht als einen „Rabauken“ dar, der an der Verunglimpfung seiner „Feinde“ Gefallen fand. Seinen Kontrahenten bei der Leipziger Disputation Dr. Johannes Eck hat er kurz „Dreck“ genannt und seinen wahrlich auch nicht zimperlischen Gegner Cochläus „Rotzlöffel“.

Doch lustig können wir das heute nicht finden. Denn dahinter steckte bei Luther eine ganze Weltanschauung. Er war nämlich fest davon überzeugt, dass noch zu seinen Lebzeiten das „jüngste Gericht“ hereinbrechen werde, bei dem Christus dieser Welt ein Ende bereiten und die Toten und Lebendigen richten werde. Den Einbruch dieses Gerichts aber glaubte er daran zu erkennen, dass nach 1. Johannes 2, 19-23 vorher der „Antichrist“ auftritt, der Gott den Vater und den Sohn leugnet. Als diesen „Antichristen“ identifiziert er den Papst und ihm zugeordnet die „Türken“, die 1529 bis nach Wien vorgezogen waren. In seiner „Heerpredigt wider die Türken“ aus diesem Jahre heißt es darum:

„Die Schrift weissagt uns von zwei grausamen Tyrannen, welche sollen

vor dem jüngsten Tage die Christenheit verwüsten und zerstören. Einer geistlich mit [...] falschen Gottesdienst und Lehre wider den rechten christlichen Glauben. [...] Das ist der Papst. Der andere mit dem Schwert. [...] Das ist der Türke. [...] Also muss der Teufel, weil der Welt Ende vorhanden ist, die Christenheit zuvor mit beider seiner Macht aufs aller greulichst angreifen, [...] ehe wir gen Himmel fahren“. Darum gelte es jetzt, dem Auftreten des „Antichrist“ mit dem Zeugnis vom wahren, biblischen Glauben Widerstand zu leisten. „Erhalt uns Herr, bei Deinem Wort/ und steure des Papst und der Türken Mord,/ die Jesus Christus, deinen Sohn/ wollen stürzen von deinem Thron“ hat Luther 1543 in einem Kirchenlied gedichtet, das er merkwürdigerweise als „Kinderlied“ verstanden hat. Es steht noch heute im Evangelischen Gesangbuch; freilich in der abgemilderten Form: „...und steure deiner Feinde Mord“ (EG 193).

Diese Endzeitstimmung, in der Luther lebte, erklärt, warum in seinen Auseinandersetzungen mit Abweichungen von seiner reformatorischen

Lehre je länger je mehr alle versöhnlichen, kompromissbereiten Zwischentöne fehlen. Das gilt nicht nur im Hinblick auf das Papsttum. Besonders übel ist sein Wüten gegen die Juden, das sich auch dieser Endzeitstimmung verdankt. Die Schrift „Von den Juden und ihren Lügen“ (1543), die Christus nicht bekennen wollen, zählt zu dem Widerlichsten, das Luther geschrieben hat. Man schämt sich heute geradezu, daraus zu zitieren.

Doch nicht nur das. Als andere Reformatoren in Süddeutschland und in der Schweiz seine Lehre von der realen Gegenwart des irdischen Jesus in den Elementen von Brot und Wein in Frage stellten, hat er auch bei ihnen den „Teufel“ am Werke gesehen. Er hat dadurch die sich von der römischen Kirche trennende Kirche noch einmal gespalten. Als er 1546 starb, hat er eine zertrennte und auch in „lutherischen Landen“ in lauter Gezänk und elende Grabenkämpfe verstrickte Kirche hinterlassen.

Muss einem die Lust, diesen Reformator zu preisen, angesichts von alledem und noch viel mehr nicht eigentlich vergehen? Eigentlich schon.

Doch das Verwickelte ist, dass Luther in all seinen Grenzen und seiner Befangenheit im Mittelalter dennoch das Tor zu einem neuen Zeitalter aufgestoßen hat. Seine Botschaft von der „Freiheit eines Christenmenschen“, d. h. eines Menschen, der allein Gott verantwortlich ist und seinem Nächsten dient, hat über die Zeiten hinweg Wellen geschlagen, die auch noch heute Menschen mitnehmen und ihnen Lust und Freude machen, ihr Leben in dieser Freiheit zu führen.

Sie werden dabei die Zwangsvorstellungen abschütteln, mit denen Luther selbst seine Freiheitsbotschaft verdorben hat. Sie werden auch den Streit nicht scheuen, wenn es gilt, diese Freiheit in den Auseinandersetzungen unserer Zeit zu behaupten. Aber dieser Streit soll nimmermehr in einen mörderischen Kampf ausarten wie zur Reformationszeit. Ein freier Christenmensch sucht in der Achtung vor anderen freien Menschen vielmehr die Verständigung, weil er – wie weiland Melanchthon – an der Uneinigkeit der Christenheit „weder Lust noch Freude“ hat.

Kreuzweises Verdammten

(erst von oben nach unten, dann von links nach rechts zu lesen)

Ich sage gänzlich ab,
Luthero bis ins grab
ich hasse und verspott
Luthero sein Gebot
ich hass je mehr und mehr
die Lutherische Lehr
Hinweg aus meinem Land
was Lutherisch ist verwandt
wer Lutherisch lebt und stirbt
in Ewigkeit verdirbt

der römisch Lehr und Leben
will ich sein gantz ergeben
die Mes und ohren Beicht
ist mir gar Süs und Leicht
All, die das Papsttum Lieben
hab ich ins Hertz geschrieben
All Römisch Priesterschaft
schütz ich mit aller Kraft
der muss den Himmel Erben
der Römisch kommt zum Sterben

Schönschreibübung des 14jährigen Johann Michael Geiger aus Bofsheim bei Osterburken
(Baden-Württemberg) aus dem Jahr 1782.

Du stehst auf meinem Fuß

Neue Chancen durch Perspektivwechsel

Annette Kübler / Wenn wir jemandem auf den Fuß treten, dann entschuldigen wir uns und gehen runter, ohne zu diskutieren.

Doch manchmal treten wir anderen Menschen auf den Fuß und merken es gar nicht. Manchmal sind wir die, auf deren Fuß getrampelt wird, und müssen uns Gehör verschaffen.

Die Perspektive ist eine andere – je nachdem, ob mein Fuß oben oder unten ist. Dafür streiten, dass weniger getrampelt wird – das ist mein Anliegen.

Dieser Artikel handelt hauptsächlich von der Diskriminierungsform des Rassismus. Ein Begriff, der einerseits tabu ist, andererseits sehr unterschiedlich verstanden wird. Das Reden über Rassismus ist oft darauf begrenzt, moralisch böse Individuen zu identifizieren und einzelne verwerfliche Handlungen zu bestrafen. Viele gutwillige weiße Menschen sind darum bemüht, sich ‚nichts zuschulden kommen zu lassen‘. ‚Bin ich denn böse, nur weil ich weiß bin? Ich bin doch nicht schuld daran.‘, wird oft gefragt. Aber es geht nicht um Schuld.

Die Tradition der Rassismuskritik, aus der ich komme, ist von einem anderen Rassismusverständnis geprägt: Dort ist es wichtiger, die gesellschaftliche Normalität unter der Perspektive von Rassismuskritik zu analysieren.

Hier geht es um den Alltag, nicht um das außergewöhnlich Böse. Es

geht um Herrschaftsverhältnisse und nicht um komische Reaktionen auf „Fremdes“. Es geht um die Wirkung, nicht um die Intention.

Mir half die Metapher „jemandem auf den Fuß treten“, um eine andere



Perspektive zu akzeptieren, neue Chancen zu sehen, Handlungsweisen zu entwickeln. Szenisch vorgestellt:

Wenn eine Person sagt, „Du stehst auf meinem Fuß, das tut mir weh, bitte gehe herunter.“, dann gehen wir selbstverständlich herunter und entschuldigen uns. Wenn aber eine schwarze Person auf Rassismus hinweist und sagt, „Das tut mir weh.“ erhält sie meist zur Antwort: „Aber ich merke gar nichts, ich mache das schon immer so. Das kann kein Rassismus sein, weil ich es nicht böse meine.“

Diese Erfahrung machen 'People of Color' regelmäßig. Weiße negieren die Erfahrung von Stigmatisierung oder Diskriminierung, im Bild gesprochen: Sie merken nicht, was

sie tun, und bleiben auf dem Fuß stehen. Sie haben es ja „gut gemeint“. Menschen, die vom Rassismus privilegiert werden, sehen nicht, dass sie rassistische Erfahrungen verursachen. Sie haben und nutzen die Macht zu definieren, was sie als Rassismus anerkennen und was nicht – und wissen dies oft nicht einmal.

Es geht darum, hinzusehen, zu verstehen, was die Ideologie weißer Überlegenheit mit weißen Menschen macht, was gelehrt wurde in Kinderbüchern, in der Schule, all die Einseitigkeit und Ignoranz. Denn auch wer gegen Rassismus ist, ist ja weiterhin Teil der Strukturen. Alle sind von strukturellem Rassismus betroffen – manche benachteiligt, manche privilegiert. Die Erwähnung von Privilegien löst oft Widerstand aus. Aber vom Weggucken verschwindet Rassismus nicht.

Typisch für die Lernprozesse, die bei der Arbeit angestoßen werden, sind Gefühle von Verwirrung. Es verunsichert: „Wenn das, was ich bisher lernte, nicht stimmt, was ist dann wahr?“ Es gibt keine leichte Antwort, es braucht Zeit, es öffnen sich immer wieder Türen. Wie bei einem Mosaik setzen wir viele kleine Steine aneinander, wie bei einer Reise, die uns neue Wege und Richtungen eröffnet.

Willkommen auf der Reise!

Cornelia Radeke-Engst / Das DDR-Regime hat insgesamt 60 Kirchen sprengen lassen, u.a. die Potsdamer Garnisonkirche. Nach dem Krieg hatte die ehemalige Zivilgemeinde der Garnisonkirche als Heilig-Kreuz-Gemeinde einen Neuanfang im beschädigten Turm der Garnisonkirche mit Friedensarbeit gestaltet. Ein Kapelle wurde eingebaut und der Turm gesichert, der Wiederaufbau vorbereitet.

Die Menschen, die 1968 ansehen mussten, wie „ihre“ Kirche gesprengt wurde, haben das nicht vergessen. Nach der Wende machte das erste demokratisch gewählte Stadtparlament den Weg für den Wiederaufbau frei. Über 23.000 Unterschriften im Internet unterstützten namentlich das Projekt (www.unterstuetzen.garnisonkirche.de). In einer Umfrage der Lokalzeitung PNN stimmte eine sehr deutliche Mehrheit für den Wiederaufbau des Turmes. Wir bauen den Turm als Friedens- und Versöhnungszentrum im Geiste der Nagelkreuzgemeinschaft auf, weil dieser Ort mit ambivalenter Geschichte wie kein anderer in Potsdam für den Diskurs über das Verhältnis von Staat und Kirche und Schritte zum Frieden geeignet ist.

Zur Gemeinde gehörten ca. 40 Menschen um den Widerstand am 20. Juli 1944. Während der NS-Zeit war ihr Organist zugleich Organist in der Synagoge und ließ auf dem Glockenspiel die Melodie von Mendelssohn Bartholdy das verbotene „Oh, Täler weit und Höhen“ über die Stadt klingen. Auf dem Altar lag nicht wie in den anderen Potsdamer Stadtkirchen „Mein Kampf“ neben der Bibel. Die „Deutschen Christen“ beschwerten sich über die „Bekennnisfrontler“ in der Garnisonkirche. Das magische Denken, mit dem Wiederaufbau des Turmes würde der alte Geist von Potsdam wieder erstehen, ist uns als Christen fremd. Seit fünf Jahren zeigen die Programme für die inhaltliche Arbeit, dass an diesem Ort der Geist von Coventry die Arbeit bestimmt. Eine kleine Profildgemeinde, deren Gemeindeglieder jeweils in ihren Heimatgemeinden bleiben, trägt die heutige inhaltliche Arbeit mit. Zu ihr gehören neben den Gemeindegliedern vor Ort, Wolfgang Huber, Manfred Stolpe, Irmgard Schwätzer, auch Konrad Raiser und Paul Oestreicher und viele Glieder der Nagelkreuzgemeinschaft. In dieser Gemeinde sind evangelische und katholische Christen und Menschen, die sich der Kirche annähern, mit den Kritikern des Projekts im Diskurs vereint. Ohne die Garnisonkirche kann die Geschichte der Stadt Potsdam nicht vollständig erzählt werden. Wer Gebäude für verfehltes Handeln von uns Menschen verantwortlich macht, macht sich selbst Geschichtsaufarbeitung im Schwarz-Weiß-Denken zu leicht. Sie alle sind herzlich eingeladen, sich selbst ein Bild von unserer Arbeit und unserem Programm zu machen: Besuchen Sie uns in der Nagelkreuzkapelle am Ort der Potsdamer Garnisonkirche.

Wiederaufbau der Garnisonkirche in Potsdam

Philipp Oswalt / Die Garnisonkirche in Potsdam soll auf Betreiben der Evangelischen Kirche wiederaufgebaut werden. Die Motivation hierfür ist nicht auf Fragen der Ästhetik, sei es der Wiedergewinnung einer Stadtsilhouette oder eines wichtigen Barockbaus, beschränkt. Nein, für die Befürworter ist die Garnisonkirche „zentraler Ort der preußischen Identität“ und „steht (...) für christlich verantwortetes Handeln für die Gemeinschaft, für die Verbindung von christlichem Glauben und 'preußischen Tugenden'.“

Was ist damit gemeint? Wofür steht die Kirche? Als Garnisonkirche steht sie für die Verbindung von Kirche, Militär und Staat. Seit ihrer Eröffnung im Jahre 1732 bis zur Kriegszerstörung am 15. April 1945 war die Kirche ununterbrochen Ort von Militarismus und Kriegsverherrlichung, Demokratiefeindlichkeit, Verherrlichung von absolutistischen und diktatorischen Herrschern, und spätestens seit der Deutschen Reichsgründung auch Ort des Antisemitismus und der Hetze gegen fremde Völker und Nationen. Eine bedingungslose Pflichterfüllung gegenüber den jeweiligen Militärführern wurde gepredigt, Kritik verboten, die Soldaten von Angriffs- und Kolonialkriegen einschließlich der Niederschlagung des Boxeraufstandes in China und des Völkermordes an den Hereros in Deutsch Südwestafrika verehrt (ganz abgesehen von der Wehrmacht im Nationalsozialismus). Ausrückende Truppen wurden gesegnet, gefallene Soldaten gewürdigt und zahlreiche militärische Gedenkveranstaltungen durchgeführt. Die Kirche war mit Waffen und von Feinden erbeuteten Trophäen geschmückt. In der Weimarer Republik wurde die Kirche zu einem Ort reaktionärer und rechtsradikaler Kreise. Regelmäßig führten hier der Stahlhelm, Bund der Frontsoldaten, die Deutschnationale Volkspartei, die Bismarckjugend, der Reichskriegerbund Kyffhäuser, Alldeutscher Verband und ab April 1932 auch die NSDAP Veranstaltungen durch. Soweit die Kirche preußische Identität, „Tugend“ und Gemeinschaft verkörpert, tut sie dies in einer für mich abzulehnenden Weise, die heute anschlussfähig ist an AFD, Reichsbürger und sonstige reaktionäre und rechtsradikale Kreise. Und wie geht die Kirche damit um? Befasst sie sich kritisch mit ihrer eigenen Geschichte? – Fehlanzeige. Nein, in einem Fernsehgottesdienst im September 2016 zelebrierte sie einen neuen Schulterchluss zwischen Kirche, Politik und Militär. Wieso? Sie grenzt Kritiker aus und versucht, Proteste zu unterbinden und mundtot machen zu lassen. Warum? Dies ist nicht meine Kirche. Nicht in meinem Namen und nicht mit meinem Geld!



Eduard Gaertner, Garnisonkirche in Potsdam, 1840

Die Garnisonkirche galt als ein Hauptwerk der barocken Architektur im nördlichen Mitteleuropa.

Den von Philipp Gerlach auf Anordnung des preußischen Königs Friedrich Wilhelm I. in seiner Residenz für die Angehörigen des Hofstaats und der Garnison von 1730 bis 1735 errichteten Bau nutzte auch die Zivilgemeinde. Noch vor der Fertigstellung fand am 17. August 1732 die Kirchweihe statt.

Beim Luftangriff auf Potsdam am 14. April 1945 brannte das Innere des Kirchenschiffs und des Turms aus.

Nachdem bereits Wiederaufbauarbeiten begonnen hatten, wurde die Ruine im Juni 1968 gesprengt.

(nach wikipedia.de)

Silber statt Plastik!

Andreas Rath / Sommer! 25 ° ! Eine ältere Frau steigt in den Bus der Linie M 49 ein. Sie ist örtlich orientiert und will von zu Hause in eine Tagesstätte fahren. Sie trägt einen Pelzmantel und zeigt dem Fahrer einen silbernen Löffel als Fahrschein.

Dialog:

Fahrer: Was zeigen Sie mir da? Ich will Ihre Monatskarte sehen oder Sie müssen bezahlen!

Frau: Das ist mein Fahrschein!

Fahrer: Nein! Das ist ein Löffel!

Frau: Nein! Das ist mein Fahrschein!

Fahrer: So geht das nicht! Sie halten den Verkehr auf! Bezahlen Sie jetzt oder Sie können nicht mitfahren.

Frau: Ich habe bezahlt!

Sie kümmert sich nicht mehr um den Fahrer, geht an ihm vorbei und setzt sich hin. Der Fahrer regt sich laut auf. „So geht das nicht! Sind jetzt alle verrückt? Das ist Schwarzfahren und wird für Sie teuer!“ Er meldet den Sachverhalt über Funk!

Eine Frau kommt mit der Pelzmantelfrau in die Tagesstätte und erzählt die Löffelgeschichte. Wir bedanken uns für den Hinweis. Aus der Handtasche holt unsere Besucherin ihre Jahreskarte. Diese erkennt sie aber nicht an und zeigt uns den silbernen Löffel – „Ein wertvolles Stück, das ist mein Fahrschein!“ Ein paar Tage später: Sie fährt wieder mit dem Bus, steht im Pelzmantel vor einem anderen Fahrer und zeigt ihren Löffel.

Frau: Das ist mein Fahrschein! Eine Jahreskarte!

Fahrer: Haben Sie keinen anderen Fahrschein?

Frau: Nein, brauche ich nicht! Das ist doch mein Fahrschein!

Fahrer: Ist gut! Dann gehen Sie mal durch, da wollen noch andere einsteigen!

Er grinst!

Was ist passiert? Wir haben an die BVG geschrieben, eine Kopie der Jahreskarte beigelegt und gebeten, dass man den Fahrern auf der M 49 mitteilt – Frau im Pelzmantel mit silbernem Löffel ist eine „liebevoller“ Demenzkranke mit Jahreskarte – sie darf mitfahren!!



Die 1€-Ausgabe des paternoster (11. Jahrgang Nr. 2, 2007) war ein Erfolg. Die hohe Auflage ist unter die Leute gebracht und manch ein Euro hat bei dieser Gelegenheit den Besitzer gewechselt. Deshalb soll auch für die folgenden Ausgaben gelten: Der paternoster liegt kostenlos in der Gemeinde aus. Arme Leute dürfen ihn gern mitnehmen und gegen eine Spende von 1€ weiterreichen. Wir danken im Namen aller Bedürftigen!

Die Redaktion

Hinweis:

Die namentlich gezeichneten Artikel entsprechen nicht in jedem Fall der Meinung der Redaktion.

paternoster

Die Zeitschrift der Evangelischen Emmaus-Ölberg-Gemeinde
21. Jahrgang Nr. 1, 2017

Herausgeber im Sinne des Presserechts ist der Gemeindegliederungsrat der Emmaus-Ölberg-Gemeinde

Redaktion:

Jörg Machel, Kristin Huckauf,
Dörte Rothenburg, Ingo Schulz,
Agnes Gaertner

Redaktionsanschrift:

Lausitzer Platz 8a, 10997 Berlin

Satz und Layout:

Kristin Huckauf

Druck: Trigger.medien gmbh®
(Umweltmanagement gemäß
EG-Öko-Audit-Verordnung)
gedruckt auf Recyrago

Adressen und Rufnummern der Emmaus-Ölberg-Gemeinde:

Emmaus-Kirche
Lausitzer Platz 8a, 10997 Berlin
Tel.: 030/ 61 69 31-0, Fax -21
gemeinde@emmaus.de

Öffnungszeiten der Küsterei:

Mo, Do 9-13 Uhr,
Di 9-11 Uhr, Mi 13-17 Uhr,
Fr geschlossen

Ölberg-Kirche
Paul-Lincke-Ufer 29, 10999 Berlin

Emmaus-Ölberg-Kita
Lausitzer Straße 29-30,
10999 Berlin, Tel.: 61 69 32-17

Emmaus-Kirchhof
Hermannstr. 133, 12051 Berlin,
Tel.: 626 24 35 (Di-Do 9-12 Uhr)

Pfarrer Jörg Machel
Lausitzer Straße 30, 10999 Berlin,
Tel.: 61 69 32-15
joerg.machel@emmaus.de

Pfarrerin Susann Kachel
Tel.: 61 69 31-15
susann.kachel@emmaus.de

Internet:

<http://www.emmaus.de>

Spendenkonto

Ev. Kirchengemeinde
Emmaus-Ölberg
Evangelische Bank eG
IBAN:
DE26 5206 0410 7403 9955 69
BIC: GENODEF1EK1
Verwendungszweck:
KVA Berlin Mitte-Nord, E-Ö/
paternoster

» Du siehst mich auch im Streit «

Emmaus-Kirche, Lausitzer Platz 8a, 10997 Berlin-Kreuzberg

25. MAI 2017

Kirche

- 9:00** **Bibelarbeit „Kann man mit der Bergpredigt Politik machen?“**
Bodo Ramelow
- 11:00** **Publik Forum / Luther und die Reformation**
Bodo Ramelow, Ulrich Duchrow
- 14:00** **Streit als Resonanzgeschehen**
Hartmut Rosa
- 16:00** **Meinen Frieden gebe ich euch. Nicht gebe ich euch, wie die Welt gibt.**
Eugen Drewermann
- 21:00** **Nachtcafé**
- 22:00** **Luther – Ein Film der deutschen Reformation (Stummfilm 1927)**
live an der Orgel Stephan Graf von Bothmer

Saal

- 11:30** **Streitfall – Asylrecht**
Podium
- 14:30** **Streitfall – Gentrifizierung**
Podium

Gruppenraum workshops

- 10:00** **Habe ich einen Konflikt – hat der Konflikt mich?**
Mario Clemens
- 13:00** **Die sechs Denkhüte**
Anja Moos
- 15:00** **Jesus und die gewaltfreie Kommunikation**
Matthias Bruhn

26. MAI 2017

Kirche

- 9:00** **Bibelarbeit „Gottesreich und Menschenwelt“**
Ulla Gläßer
- 11:00** **Friedenspolitik in friedloser Zeit?**
Franziska Brantner, Lars Kirchhoff
- 14:00** **Streitfall – Garnisonkirche**
Podium
- 16:00** **Streitfall – Medien Wer bestimmt was wahr ist?**
Podium
- 21:00** **The Armed Man – A Mass For Peace**
Konzert des Ölberg-Chores
- 22:00** **Nachtcafé**
- 23:45** **Lesung: nunc dimittis**
Katrin Machel

Saal

- 11:30** **Streitfall – Arbeitnehmerrechte in der Kirche**
Podium
- 14:30** **Streitfall – Frauenrechte**
Seyran Ates, Ulla Gläßer
- 16:30** **Streit ums Apfelbäumchen Luther und die Erwartung des Weltendes**
Wolf Krötke

Gruppenraum workshops

- 10:00** **Methodik guter Vermittlung**
Julia von Dobeneck
- 13:00** **FAKE NEWS oder wer lügt zuerst?**
Christine Prußky
- 15:00** **Übungsstunde – Gewaltprävention**
Martin Wolff

27. MAI 2017

Kirche

- 9:00** **Bibelarbeit „Schwestern im Streit“**
Angelika Obert
- 11:00** **Wer in der Demokratie schläft, kann in der Diktatur aufwachen**
Franz Alt
- 14:00** **Streitfall – Kinderrechte**
Podium
- 16:00** **Buddhisten lächeln – auch im Streit?**
Wilfried Reuter
- 21:00** **The Armed Man – A Mass For Peace**
Konzert des Ölberg-Chores
- 22:00** **Nachtcafé**
- 23:45** **Lesung: nunc dimittis**
Katrin Machel

Saal

- 11:30** **Streit über den Elefanten im Raum Mediation in der Verfahrensvielfalt**
Uli Wimmer
- 14:30** **Streitfall – Rechte von Demenzkranken**
Andreas Rath
- 16:30** **Streitfall – Islam**
Ralf Wüstenberg

Gruppenraum workshops

- 10:00** **Konfliktklärung im Kurzgespräch**
Klaus Harzmann-Henneberg
- 13:00** **Wie kann ich wissen, was ich will**
Jörg Machel
- 15:00** **Gut gefragt ist halb verstanden**
Agnes Gaertner